



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

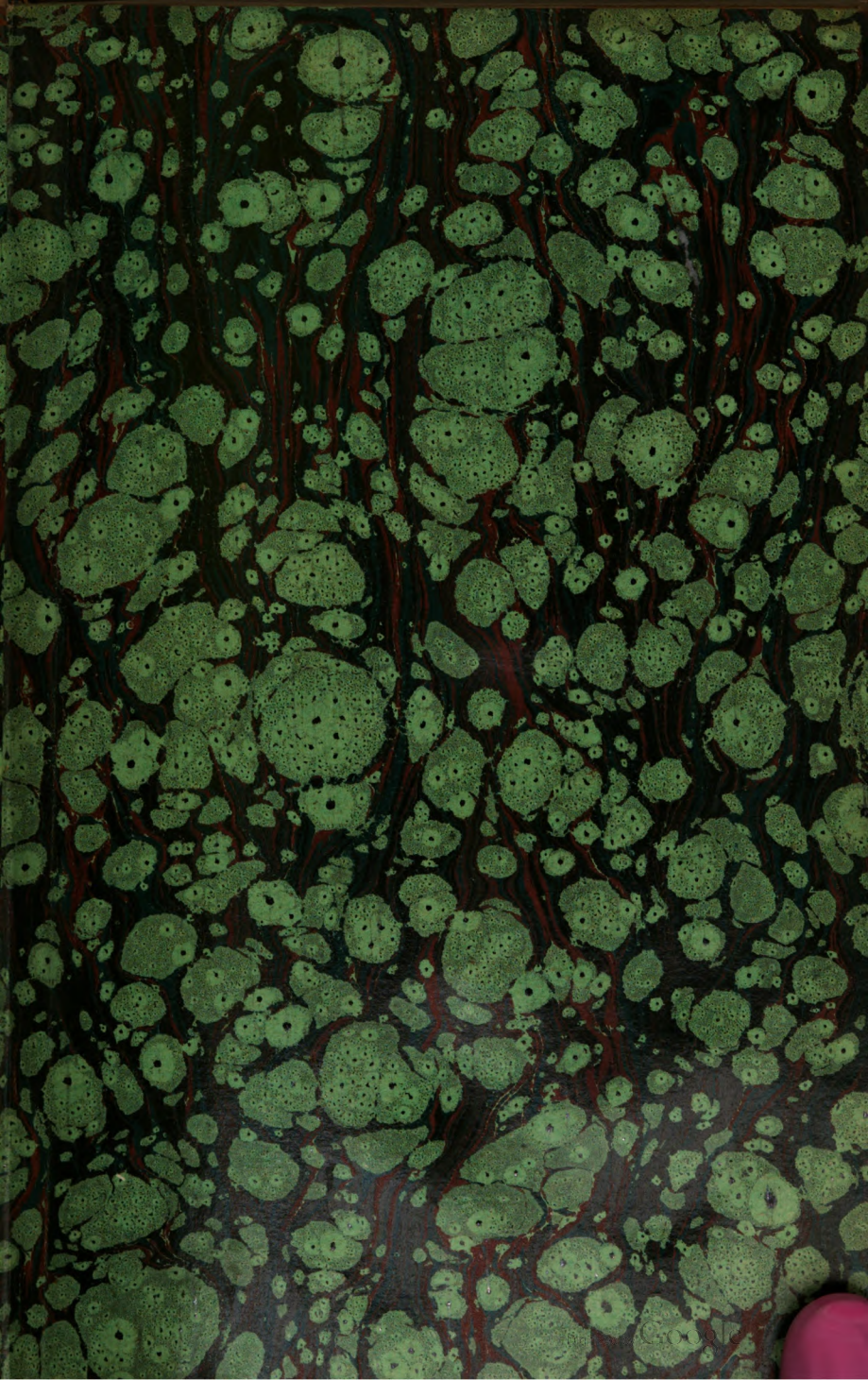
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

39. d. 6





Neueste Gedichte

von

Setty Paoli.

„Soy quien soy.“

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1870.



Widmung.

A u D a.

Daß ich, als jeder Trost mir fern gelegen,
Und meiner Hand der Hoffnung Stab entwunden,
Inmitten all der Larven dich gefunden,
Ich nenn' es meines Lebens höchsten Segen!

Jetzt wandeln wir schon lang auf gleichen Wegen,
Die heitern theilend und die trüben Stunden,
Und schreiten, fester, inn'ger stets verbunden,
Dem letzten, nachtoerhüllten Ziel entgegen.

Vor dir, so hoff' ich, werd' ich es erreichen!
Vor dir, wird des Befreiers milde Hand
Mich aus dem Suche der Lebend'gen streichen!

**

Und, wenn im Grab ich deinem Blick entschwand,
Dann sei dir dieses Buch ein Liebeszeichen,
Ein stiller Gruß aus fernem Geisterland!

Verzeichniß.

Erstes Buch.

I. Lyrische Gedichte.

	Seite
Das Entscheidende	1
Den Poesieverächtern	3
Rath	4
Der Minotaurus	6
Nachruf	9
Ein Abendgang	11
Indische Sprüche	15
Richtige Deutung	23
Einem Unzufriedenen	25
Carpe diem	26
Am Morgen	27
Nimm dich zusammen!	28
Antik und Modern	29
Entweder oder	30
An Gastein	31
Einem Künstler	32
Rückblick	35
Nur Eines nicht!	39
An Julie Kettich	40
Ich bien'!	45
Einem Selbstling	48
Es war zu leicht!	50
Strafe des Irrthums	51
Die Vergangenheit	52
Meine Grabchrift ..	54
An Helene	55

	Seite
Einem Samariter	63
In das Gebetbuch einer Künstlerin	66
Bei der Enthüllung des Schwarzenberg-Monumentes	68
Prolog zu Otto Ludwig's Gedächtnißfeier.....	71
Choral.....	74
Soldatenbegräbniß	77
Hochländisches Kriegeslied	79
Der Freundin.....	81
Am 5. September	82
An die Entfernte	84
Mahnung	85
Morituri te salutant.....	87

II. Sonette.

Quietus	93
An Jan Matejko	94
An Heinrich Anschütz.....	95
Die besten Stunden	96
Die historischen Schulen	97
In Nürnberg.....	98
Den Zukunftschwärmern	99
Verblendung.....	100
Gebotene Strenge	101
An einem Sarge	102
Bescheid.....	103
Die Pflicht	104
Grenze	105
Treue	106
Bruch der Freundschaft	107
An Ivan Turgenieff	108
Die unbekanntten Freunde	109
Unsere Zeit.....	110
An die Natur.....	111

Zweites Buch.

Erzählende Gedichte.

	Seite
Aus dem Talmud	115
Kleopatra	121
Ein Bann	133
Der Talisman	141
Ein Brautpaar	150
Rabbi Löw	156
Herr Adebär	163
Aus der Bendée	175
Andreas Baumkircher	199
Nabara	224
Selbsterlebtes	235

Erstes Buch.

I.

Lyrische Gedichte.

Das Entscheidende.

Wenn ein Gedanke dich durchhehlt,
Bei dem du zweifelnd dich mußt fragen,
Ob, ausgesprochen, er der Welt
Verderben oder Heil wird tragen:

Dann laß' die mögliche Gefahr
Ihm nimmermehr sein Recht bestreiten!
Nur Eines prüfe: Ob er wahr?
Nur dieß, nichts And'res darf dich leiten.

Erträgt er deines Geist's Gericht,
Frei laß' sodann sein Banner wehen!
Der Rest ist deines Amtes nicht,
Nicht du hast dafür einzustehen.

Und tauchte er auf seinem Gang
Die Welt in Blut auch und in Flammen:
Wenn schließlich er den Sieg errang,
Wird doch nur Segen ihm entflammen.

Denn steh! ein Zauber, tief und still,
Ist mit der Wahrheit stets verbunden,
Und, gleich dem Speere des Achill,
Heilt sie auch, die sie schlug, die Wunden.

Nicht sie, die, ewig treu und rein,
Zusammenhält der Welt Gefüge,
Gefährlich ist der Wahn allein,
Verderben bringt allein die Lüge.

Den Poesteverächtern.

Ihr scheucht die Poesie
 Von eu'rem Herde,
 Und ahnet nicht, daß sie
 Das Salz der Erde!
 Daß Nebel nur und Rauch,
 Was ihr beginnet,
 Wenn's nicht durch ihren Hauch
 Bestand gewinnet!

Kein Traumbild, fremd und fern,
 Entrückt dem Streben,
 Sie ist der tiefste Kern
 Von allem Leben!
 Der Kern, des Gluth und Licht
 Es froh durchflammen!
 Zermorschet er, dann bricht
 Das Sein zusammen.

R a t h.

Sollst du von einem Ort
 In Eil' scheiden,
 Wird er sich dir sofort
 Mit Reiz umkleiden!

Was dir an ihm verhaßt,
 Du weißt es nimmer!
 Dein Auge sieht und faßt
 Nur Glanz und Schimmer.

Und seine kleinste Zier,
 Sonst nicht beachtet,
 Wie wird sie jetzt von Dir
 Liebvoll betrachtet! —

Du armes Menschenherz,
 Voll Wahnbegehren!
 Kann nur der Trennung Schmerz
 Dich Liebe lehren?

Und muß erst der Verlust
 Dich quälend pressen,
 Eh' dir das Glück bewußt,
 Das du besessen? —

Wohlan! wenn dem so ist,
Wend' es zum Segen!
Du wallst zu jeder Frist
Auf Scheidewegen.

Das sage dir! dann wird
Dein Groll sich schlichten,
Und Liebe, unbeirrt,
Dich ganz durchsichten!

Was er dir bringen mag
Im dunkeln Schleier
Denk' nur an jedem Tag
Der letzte sei er.

Des Guten wirst du dann
Dich doppelt freuen,
Den kurzen Schmerz fortan
Nicht kindisch scheuen.

Dann findest du schon hier
Auf Erden Frieden,
Eh' noch den feinen dir
Der Tod beschieden.

Der Minotaurus.

Die Mythe lehrt: von Theseus Hand
 Ward jenes Ungethim bezwungen,
 Das, unersättlich, gierentbrannt,
 Die Opfer ohne Zahl verschlungen,
 Die in des Labyrinth's Verließ
 Athen, ihm zum Tribute, stieß.

Wohl rang der götterstarke Held
 Im heißen Kampfe es zu Boden!
 Doch, ob zum Schein von ihm gefällt,
 Erstanden ist es von den Todten,
 Und fordert mit erneuter Wuth
 Den Zoll von unserm Fleisch und Blut.

Im dunkeln Labyrinth nicht mehr,
 Es hauset jetzt in unsrer Mitte!
 Sein Antlitz dräut, verderbenschwer,
 Entgegen uns auf jedem Schritte.
 Sein früh'rer Name nur entschwand, —
 Das Elend wird es heut genannt!

Das Elend, der lebend'ge Tod,
 Sein Gift in jeden Tropfen mischend,
 Der Wangen jugendliches Roth,
 Der Augen heitern Glanz verwischend!
 Das Elend, grimm, erbarmungslos,
 Der Sünde tück'scher Bund'sgenoß!

Dem Manne ruft es lockend zu:
 „Seh' Jeder selbst, was er erraffe!“
 Der Jungfrau: „Hold und schön bist du!
 Gebrauche deinen Reiz als Waffe!“
 O Gott, noch mehr! wie oft entweiht
 Die Unschuld es der Kinderzeit!

Und ries'ger stets wächst es empor,
 Gleich einer Flamme lohem Wallen;
 Das Unthier ist's, dem nach wie vor
 Noch immer Hekatomben fallen!
 Der Minotaurus, wüthend blind, —
 Europa jetzt sein Labyrinth!

Die ihr im Rath der Weisen sitzt,
 Und ihr, die Mächtigen, die Reichen,
 Gedenket ihrer Qual! beschützt
 Die Opfer, die verzweiflungsbleichen!
 Wähnt nicht schon Alles wohlbestellt,
 Sagt ihr: „Es ist der Lauf der Welt!“

Wißt ihr, wohin der Lauf uns führt?
Zum Kampf der Reichen und der Armen?
Weh' euch, wenn diesen ihr erklärt!
Kein Recht gilt da, wo kein Erbarmen.
O zahlt, von milderem Geist erhellt,
Für sie und euch das Lösegeld!

M a r t i n.

Des Wintermorgens fahles Licht
 Spielt um dein bleiches Angesicht,
 Und Jeder, der dich kannte, spricht:
 Gottlob! er leidet länger nicht!

Dein Herz, für welches bis zuletzt
 Der Kummer seinen Dolch gewetzt,
 Das Sorge wie ein Wild gehezt,
 Zur Ruhe kam es endlich jetzt!

Ob dich auf deinem Erdenzug
 Die eig'ne Hand mit Unglück schlug,
 Ob alle Schuld das Schicksal trug? —
 Du littest! — das dünkt mich genug.

Ich weiß, wie dumpf die Kette klrirt,
 Wie leicht der Fuß des Weges irrt!
 Der dunkle Fluch der Zweiheit wird
 Nur von des Todes Hand entwirrt.

Doch wie auch deine Thräne floss,
 Wie schwer die Schuld, das Leid wie groß:
 Jetzt sinkst du, neidenswerthes Loos!
 Zurück in deiner Mutter Schooß!

Die Glocken tönen in dem Wind,
Wie wenn ein Feiertag beginnt.
Es nimmt, erbarmend und gelind,
Die Erde auf ihr müdes Kind!

Ein Abendgang.

Gesunken war der Tag,
Sein letzter Pfeil verschossen;
Im Dämmerseine lag
Die Gegend traumumflossen.
Nur dort im Westen, dort am Danu,
Wo Tannen sich und Fichten breiten,
Sah man um ihren dunkeln Stamm
Noch schwanke Purpurlichter gleiten.

Aus Feld und Strom und Klust,
Aus jedes Baumes Zweigen,
Schien es wie Opferduft
Zum Himmel aufzusteigen.
Ein Sehnen, tief, ob unbewußt,
Natur! schien durch dein Herz zu fliegen, —
Die Sehnsucht, dich an Gottes Brust,
Ein dankbar frohes Kind, zu schmiegen.

Ich sah im Dunkel dicht
 Den Dämmerchein zerwallen!
 Da winkte mir ein Licht,
 Ich hörte Stimmen schallen.
 Vom Zufall hergeleitet, stand
 Ich vor der kleinen Waldkapelle, —
 Roth glühte d'rin der Ampel Brand,
 Und Vether knieten auf der Schwelle.

Manch' silberweiß Gelock,
 So manche schmucke Dirne,
 Manch' buntgeflickter Rock,
 Manch' frühgefurchte Stirne!
 Ein armes Bölllein, das seit früh
 Der sauern Arbeit obgelegen,
 Und das sich nach des Tages Müh'
 Nun hier vereint zum Abendsegen.

Da knieten sie im Kreis,
 Das Haupt in Andacht neigend,
 Gebete hört ich, leif'
 Von ihren Lippen steigend.
 Ein Murmeln war's, wie wenn am Strand
 Die näch't'ge Fluth kommt angeschritten,
 Indeß durch ihre schwiel'ge Hand
 Des Rosenkranzes Kugeln glitten.

Wie trüb und vielfach auch
 Von Traum und Wahn umfassen,
 Es war dein Sehnsuchtshauch,
 Du brünstig Gottverlangen,
 Das, wie es dort in der Natur
 In Opferdülften aufwärts strebte,
 Nur mächtiger und tiefer nur
 Die Menschenherzen hier durchbebt! —

Gefühl, so tödlich bang,
 Der irdischen Begrenzung!
 Unstillbar heißer Drang
 Nach seliger Ergänzung!
 Seid ihr in dunkler Nacht die Spur
 Des Lichts, dem wir entgegen wallen?
 Seid ihr der Fluch der Kreatur,
 Die von der Gottheit abgefallen?

Ein traumentfloss'ner Strom,
 Der in sich selbst nur mündet?
 Ein feineres Aron,
 Das sich dem Stoff entwindet?
 Ein Ton, ach, ohne Wiederhall!
 Der, wenn die Saite sprang, verklinget?
 Der Geist, der, schlummernd in dem All,
 Nach des Bewußtseins Freiheit ringet? —

„Gegrüßt seist du, Marie!“
Verklang es in der Ferne.
Nach Hause gingen sie
Beim klaren Schein der Sterne.
Nings Stille; — nur der Nachtwind sang
Das wehmuthvollste seiner Lieder,
Und schweigend starrte ich noch lang
In der Gedanken Abgrund nieder.

Indische Sprüche.

I.

Dichter, sprich! wie magst du klagen,
 Daß die Welt dich nicht versteht?
 Daß mit dumpfem Unbehagen
 Sie dir aus dem Wege geht?

Lass' beim Spiel wie beim Geschäfte
 Folgen sie der eig'nen Spur!
 Des Magnets verborg'ne Kräfte
 Wirken auf das Eisen nur.

Ob auch noch so silberhelle
 D'rauf der Strahl des Mondes ruht:
 Nicht des Flusses zahme Welle,
 Nur das Meer hat Ebb' und Fluth!

Das Alltägliche, Gemeine,
 Einem Jeden ist es nah',
 Während, ach! das Hohe, Keine
 Stets für Wenige nur da.

„Gegrüßt feist du, Marie!“
Verklang es in der Ferne.
Nach Hause gingen sie
Beim klaren Schein der Sterne.
Nings Stille; — nur der Nachtwind sang
Das wehmuthvollste seiner Lieder,
Und schweigend starrte ich noch lang
In der Gedanken Abgrund nieder.

Judische Sprüche.

I.

Dichter, sprich! wie magst du klagen,
 Daß die Welt dich nicht versteht?
 Daß mit dumpfem Unbehagen
 Sie dir aus dem Wege geht?

Lass' beim Spiel wie beim Geschäfte
 Folgen sie der eig'nen Spur!
 Des Magnets verborg'ne Kräfte
 Wirken auf das Eisen nur.

Ob auch noch so silberhelle
 D'rauf der Strahl des Mondes ruht:
 Nicht des Flußes zahme Welle,
 Nur das Meer hat Ebb' und Fluth!

Das Alltägliche, Gemeine,
 Einem Jeden ist es nah',
 Während, ach! das Hohe, Keine
 Stets für Wenige nur da.

II.

Es geht in Purpur stralend.
 Die Sonne morgens auf;
 Das Meer mit Purpur malend
 Beschließt sie ihren Lauf.

So bleibt im Schicksalsdrange
 In Wonne und in Schmerz,
 Im Auf- und Untergange
 Sich gleich ein großes Herz.

III.

Tänzelnd seh' ich sie mit Schlangen spielen,
 Die nach ihnen mit dem Giftzahn zielen;
 Sehe sie dem flücht'gen Sinn der Frauen
 Ehre, Glück und Leben anvertrauen;
 Sehe sie in eitler Habgier Streben
 Einem Fürsten sich zu eigen geben,
 Bis sich ihnen endlich offenbaren
 Solchen Handelns tödtliche Gefahren,
 Bis der Gegner einem sie erlegen, —
 Ach was sind die Männer doch verwegen!

IV.

Der Krähe Schnabel magst du netzen
 Mit flüss'gem Gold von Malabar,
 Die schwarzen Füße ihr besetzen
 Mit Bluthrubinen wunderbar,

Verschwenderisch mit Perlenschätzen
 Bestreu'n ihr rupp'ges Flügelpaar:
 Wie reichen Glanz und Schmuck und Schimmer
 Ihr künstelnd deine Hand verlieh,
 Sie bleibt doch eine Krähe immer,
 Und ein Flamingo wird sie nie!

V.

Wagt sich mit flehendem Begeh'r
 Dein Feind auf deines Hauses Flur,
 Dann sieh in ihm den Feind nicht mehr,
 Nein! einen werthen Gastfreund nur.

Geschützt sei vor Gefahr und Gram
 Er in dem dir gehör'gen Raum!
 Selbst dem, der ihn zu fällen kam,
 Leihst feinen Schatten mild der Baum.

VI.

Leicht wird als deines Liedes Preis
 Der Beifall dir der schlichten Geister;
 Noch sich'rer zollt ihn dir der Kreis
 Der großen, kunsterfahr'nen Meister.
 Von Jenen, die in Dämmernissen
 Sich wähnen im Besitz des Lichts,
 Die Etwas, doch nichts Rechtes wissen,
 Von ihnen nur erwarte nichts!

Mit diesem flügelnden Geschlecht,
 Das, weil ihm trüb ein Sternlein blinket,
 Sich aller Weisheit Urquell dünket,
 Kommt Brama selber nicht zurecht.

VII.

O sieh den Teich im gold'nen Glanz
 Der Morgensterne liegen,
 Und auf der Lotusblumen Kranz
 Sich die Flamingos wiegen!

Scheint nicht der Ort ein Spiegelbild
 Von selgen Himmelsfluren?
 In staunendem Entzücken schwillt
 Das Herz der Kreaturen.

Da kommt der Storch, der kluge Mann,
 Schier wie auf Stelzen gehend,
 Und in der Schönheit Ocean
 Nach Würmern emsig spähend.

Er sieht die Lotusblumen nicht,
 Noch der Flamingos Prangen,
 Den Stral nicht, der im Teich sich bricht, —
 Gewürm ist sein Verlangen. —

Dem Storche gleicht der auf ein Haar,
 Der in den Tabernakeln
 Der Poesie nur immerdar
 Nach Fehlern späht und Makeln!

Der im Gedichte, dessen Macht
 Unzählige empfinden,
 Nur immerfort darauf bedacht,
 Auch Mängel aufzufinden.

VIII.

Gewohnheit stumpft uns für das Schönste ab,
 Für höchsten Reiz macht sie das Aug' erblinden,
 Läßt matt und schaal uns jede Würze finden, —
 Sie ist der Liebe, ist der Freundschaft Grab.

Wo Yamounah und Ganges sich so hell
 Vereinigen nach lang getrennten Pfaden,
 Verschmähen die Bewohner sie und baden,
 Statt in dem heil'gen, in gemeinem Quell.

IX.

Wird'ge siehst der Arbeit Joch du tragen,
 Stete Mühen sind ihr Loos,
 Während in des Müßiggangs Behagen
 Sorglos schwelgt der nied're Troß.

Doch, daß ihnen dieß Geschick gefallen,
 Zeugt für ihren Werth und ihren Ruhm!
 Eingefangen werden Nachtigallen,
 Krähen fliegen frei herum.

X.

Den fremden Vorzug weiß allein
 Der Edle nach Gebühr zu schätzen;
 Wer selber niedrig und gemein,
 Wird nimmermehr sich d'ran ergetzen.

Die Biene sieht am klaren Teich
 Sich schaukeln blüh'nde Wasserrosen,
 Und sie verläßt ihr grün Bereich,
 Mit ihnen liebevoll zu kosen.

Es sieht der Frosch im Sonnenschein
 So gut wie sie die Rosen schimmern,
 Doch fällt's ihm nicht im Traume ein,
 Sich weiter um sie zu bekümmern.

XI.

Zu preisen dünkt mich jener Baum,
 In dessen Schatten ruh'n Gazellen,
 In dessen ausgehöhltem Raum'
 Die Bienen bauen ihre Zellen,
 In dessen Zweigen, drollig kühn,
 Die Affen durcheinander springen,
 Dieweil in feines Laubes Grün
 Die Vögel munt're Lieder singen.

Gefegnet sei er, der die Last
 Den andern Bäumen abgenommen!
 Gefegnet er, der jedem Gast
 Entbiethet freundliches Willkommen!
 Der Thierwelt trauer Zufluchtsort
 Und ein Gezelt für milde Waller,
 Grün' er noch lange, lange fort,
 Der milde Schutz- und Schirmherr Aller!

XII.

Die Gazelle hat das Netz zerrissen,
 Fortgeschleudert die gelegten Schlingen.
 Aus des Waldes grünen Dämmernissen
 Flieht sie eilig wie mit Sturmeschwüngen.
 Auf der Flucht verfolgen Jagdgesellen
 Athemlos die zierlich leichte Beute,
 Die sie nah und näher stets umstellen
 Beim Gebell der ungeduld'gen Meute.
 Sie erreicht den Strom, im weiten Bogen
 Zwischen Felsenufeln eingebettet,
 Springt kopfüber in die kalten Wogen,
 Schwimmt an den Strand und ist gerettet.
 Und sie jauchzt, daß sie dem Feindeschwarmer,
 Den Verfolgern glücklich doch entronnen!
 Da, in ihrem Jubel, fällt die Arme
 Unversehns in einen tiefen Brunnen. —

Hoffe nicht, das Schicksal abzuwenden,
Das bestimmt dir ward von Anbeginne!
Wollend oder nicht mußt du's vollenden, —
Fern' es tragen denn mit festem Sinne!

Richtige Deutung.

Du rühmst an mir mit feuchtem Blicke,
 Daß Zorn und Haß mir ferne blieb,
 Als der Verrath mit feiger Lücke
 Den Dolch in meinen Busen trieb?
 So wisse denn aus welchem Vorn
 Die Milde, die dich rührt, gequollen:
 Nicht der Gemeinheit kann ich grollen!
 Stolz wendet sich von ihr mein Zorn.

Ihr Jene mag man Haß empfinden
 In deren Freveln noch die Spur,
 Ein leiser Schimmer noch zu finden
 Der ewig menschlichen Natur.
 Allein der Schlangen falsch Gezücht,
 Das, wenn es giftig uns verwundet,
 Nur seine Eigenart bekundet,
 Bertritt man, doch man haßt es nicht.

Und Wesen gibt es, deren Züge
 Die Menschenform sich frech geraubt!
 Wär' nicht ihr Antlitz eine Lüge,
 So trügen sie ein Schlangenhaupt.

Hoffe nicht, das Schicksal abzuwenden,
Das bestimmt dir ward vom Anbeginne!
Wollend oder nicht mußt du's vollenden, —
Fern' es tragen denn mit festem Sinne!

Richtige Deutung.

Du rühmst an mir mit feuchtem Blicke,
 Daß Zorn und Haß mir ferne blieb,
 Als der Verrath mit feiger Tücke
 Den Dolch in meinen Busen trieb?
 So wisse denn aus welchem Born
 Die Milde, die dich rührt, gequollen:
 Nicht der Gemeinheit kann ich großen!
 Stolz wendet sich von ihr mein Zorn.

Für Jene mag man Haß empfinden
 In deren Freveln noch die Spur,
 Ein leiser Schimmer noch zu finden
 Der ewig menschlichen Natur.
 Allein der Schlangen falsch Gezücht,
 Das, wenn es giftig uns verwundet,
 Nur seine Eigenart bekundet,
 Betritt man, doch man haßt es nicht.

Und Wesen gibt es, deren Züge
 Die Menschenform sich frech geraubt!
 Wär' nicht ihr Antlitz eine Lüge,
 So trügen sie ein Schlangenhaupt.

Nicht Haß, nein! Ekel nur und Graus
Erweckt so niedern Seins Betrachtung,
Und in dem Meere von Verachtung
Lischt jede Bornesflamme aus!

Sinem Anzufriedenen.

Was dir zumeist am Herzen nagt?
 O prüfe dich! du wirst gestehen,
 Das Leid nicht ist's, das dir geschehen,
 Und nicht die Sorge, die dich plagt.
 Du könntest sie zur Noth vergessen,
 Doch nimmermehr das Traumbild dessen
 Was dein Geschick dir streng versagt.

Nur dieses, und nur dieß allein,
 Steht immerdar vor deinen Augen,
 Es darf dir Kraft und Muth entsaugen,
 Zerrütten dir dein innerst Sein;
 O Thorheit! Thorheit, unermessen!
 Für Güter, die du nie besessen,
 Erträgst du des Verlustes Pein!

Carpe diem!

Der Zukunft pocht dein Herz entgegen
Mit jedem Pulschlag, jedem Hauch?
Gemach! ob Fluch ihr Theil, ob Segen
Weißt du es auch?

Weißt du, ob, wenn sie einst gekommen,
Die ferne Zeit, die du erkürst
Du nach dem Heute nicht, bekommen,
Dich sehnen wirst?

So lange dieser dunkeln Frage
Nicht Antwort wurde, voll und ächt,
Leb' in dem Heute, und laß' dem Tage
Sein gutes Recht.

Am Morgen.

Wenn du vom nächt'gen Schlaf erwacht,
 Wird dir die Frage frommen:
 Welch sprungbereiten Unglücks Macht
 Kann über mich heut kommen? —
 Um, wenn es wirklich dich beschlich,
 Nicht kraftlos zu verzagen,
 Sieh' früh dich vor und rüste dich,
 Das Aergste zu ertragen.

Dann aber geh' mit festem Sinn
 Auch an die zweite Frage:
 Was wird an heiter'm Lustgewinn
 Mir wohl am heut'gen Tage? —
 So übe dich in tiefer Brust, !
 Bei allem Schicksalstreiben,
 Beim Wechselspiel von Schmerz und Lust
 Dir stets getreu zu bleiben.

Nimm dich zusammen!

Drei Worte sind es, einfach nur und schlicht,
 Und doch so reich an Inhalt und Gewicht,
 Daß sie das Herz mit freud'gem Muth entflammen.
 Wer hat nicht ihre Wundermacht erprobt,
 Wenn er, von wüster Leidenschaft durchtobt,
 Urplötzlich zu sich sprach: Nimm dich zusammen!?

Ob dir des Glückes gold'ne Sonne strahlt,
 In Nebeln, trüb und grau und giftig kalt,
 Der Hoffnung letzte Sterne dir verschwammen,
 Ob Haß, ob Liebe dir im Busen schwillt,
 Für jeden Tag, für jede Stunde gilt
 Der ernste Mahnungsruf: Nimm dich zusammen.

Weh' dir, wenn du auf and're Hilfe bau'st,
 Verblendet einem andern Schutz vertrau'st,
 Als nur den Kräften, welche dir entstammen!
 O fühle, daß des Schicksals schwerem Bann
 Nichts auf der Welt die Wage halten kann
 Als nur dein eigen Selbst! Nimm dich zusammen!

Antik und Modern.

Alte, neue Poesie, —
Was ist d'rüber nicht zu lesen!
Grade so, als wären sie
Eines nicht im tiefften Wesen!

Grade so, als wenn der Stral,
Den Horaz einst liebvoll hegte,
Heute nicht wie dazumal
In des Dichters Brust sich regte!

Laßt ihr Guten! immerhin
Eure Silbenstecherfehde.
Alt und Neu hat keinen Sinn,
Wenn von Ewigem die Rede!

Entweder, Oder.

Wer in so bösen Zeiten,
 Wie es die unsern sind,
 Noch immer, ohne Zagen,
 Die arme Muse mißt,
 Sie, die hinausgetrieben,
 Geächtet und beraubt,
 Der kaum ein Stein geblieben,
 Zu legen d'rauf ihr Haupt;

Wer selbst in solchen Zeiten,
 Von eif'gem Frost unreift,
 Noch immer in die Saiten
 Der Lyra sehnend greift,
 Dem höhnennden Gelächter
 Trotz biethend, fest und starr,
 Der ist, wenn er kein Dichter,
 Bei Gott! ein ganzer Narr.

Au Gastein.

Wär' dir sonst nichts zu Theil geworden,
Als deine Schönheit nur allein,
Genug wär's um aus Süd und Norden
Hieher zu zieh'n der Wand'rer Reih'n.

Und wär' dir keine andre Gabe
Als deine Heilkraft zugesellt,
Du blieb'st, der Kranken Hort und Labe,
Ein köstlich Kleinod doch der Welt!

Doch wie erst nun, da, hold vermählet,
Sich Eines zu dem Andern schickt:
Zur Heilkraft, die den Körper stählet,
Die Schönheit, die den Geist erquickt.

An einen Künstler.

Wie dauern mich die Armen, die da meinen,
 In Lieb' und Treue sich dir zu vereinen,
 Mit dir zu schließen einen heitern Bund!
 Sie ahnen nicht, in ihren Traum verloren,
 Den Gott, der dich zum Werkzeug auserkoren;
 Dein wahrhaft Sein, nie ward es ihnen kund.

Voll freud'gen Hoffens treten sie dir näher, —
 Sie wissen nicht, daß, streng wie ein Essäer,
 Dein Herz die ird'schen Bande von sich warf!
 Daß, ob sich tausend Freunde um dich schaarren,
 Auf deinen Himmel-, deinen Höllenfahrten
 Kein Sohn des Staubes dich begleiten darf.

Es mag dein Ohr dem Schwur der Liebe lauschen
 Dein Aug' am Glanz der Schönheit sich berauschen,
 Doch fügt sich nicht dem süßen Bann dein Geist!
 Zurück dich führend von der Freuden Pforte,
 Mahnt er gebieth'risch dich mit ernstem Worte,
 Daß keines Menschen, daß du Gottes feist!

Und von dem Erbensglück, dem wonneheißem,
 Siehst dir dieß Wort die Kraft, dich loszureißen.
 Taub für des fremden Jammers wilden Schrei,
 Nur d'rauf bedacht, den innern Hort zu retten,
 Ringst du dich los und sprengst der Liebe Ketten,
 Was sonst auch breche: du bist wieder frei!

Den kurzen Traum siehst lächelnd du entschweben.
 Du fühltest dich dir selbst zurückgegeben,
 Was gilt daneben dir der arme Rest?
 Des Zieles eingedenk, des ewig' hehren,
 Was kümmert dich die Spur von Blut und Zähren,
 Die hinter sich dein Siegeswagen läßt?

Als schuldig dich darum verdammen wollen,
 Es hieße thöricht dem Kometen grollen,
 Daß regellos die Bahn, die er beschreibt!
 Dem Löwen grollen, daß er nicht Gazelle,
 Dem Ocean, daß salzig seine Welle,
 Dem Lorbeerbaum, daß er nicht Früchte treibt! —

Ob dich die Menschen kalt und herzlos nennen,
 Viel tief're Liebe als sie ahnen können,
 Aus deinem Schaffen flammt sie himmelwärts!
 Du fühltest ihren Stral in dir erzittern,
 Und, statt an Irdisches es zu zersplittern,
 Gabst du dem Ideal dein ganzes Herz.—

D bleibe du dem Pfad der Menschen ferne,
Unnahbar ihrem Wunsche, der die Sterne
Vom Himmelsdom herabzulangen meint!
Nicht andre Freunde hat dir Gott beschieden,
Als die in der Erkenntniß sel'gem Frieden
Ein Glaube und ein Dienst mit dir vereint!

Rückblick.

Das Dampfroß hat mich hergetragen
 In raschem Fluge nach der Stadt,
 Die seit der Jugend fernen Tagen
 Mein irrer Fuß nicht mehr betrat.

Längst war ihr Bild in mir verblichen;
 Mich dänkte jene Dämmerzeit
 Ein Traum, der ohne Spur entwichen,
 Ihr Glück vergessen und ihr Leid.

Jetzt aber, da mich her entboten
 Ein Wink, durch den das Schicksal sprach,
 Wie werden all' die stillen Todten
 In meiner Seele wieder wach!

Die Straßen wandl' ich auf und nieder,
 Geführt von unsichtbarer Hand, —
 O Alles, Alles find' ich wieder
 Wie ich vor Jahren es gekannt!

Mein Haus hier! keine frohen Stunden
 Verlebt' ich unter seinem Dach.
 Doch, ob auch äußerlich gebunden,
 Frei war der Geist, der in mir sprach!

Und mußst' ich Bitt'res auch verkosten,
 Was that's? Ich war noch stark und jung!
 Noch stand die Sonne mir im Osten,
 Noch trug mich's fort im kühnen Schwung! —

Der Freundin Haus hier dicht daneben,
 Von üpp'gem Epheu grün umrankt,
 Der, so wie damals unser Leben,
 Im frischen Hauch des Morgens schwankt!

Ah! du meinem Kindesherzen!
 Hier ward, was mich verflört, getränkt,
 Des Abends unter Plaudern, Scherzen,
 In des Vergessens Strom gesenkt.

Dort auf dem moosbewach'nen Steine,
 Dort tauschten wir das erste Du,
 Und schwuren bei dem Sternenscheine
 Uns Freundschaft bis zum Tode zu.

Der theu're Schwur, ward er gehalten?
 O schauerliches Weltgebot!
 Erst Lieb', dann Trennung, dann Erkalten,
 Vergessen dann und dann — der Tod!

Bewirrend zeigt sich meinen Sinnen,
 Vergänglichkeit, dein wüster Graus!
 Ein dunkles Weh' treibt mich von hinnen,
 Und auf den Wall tret' ich hinaus.

Die Bäume, damals junge Keiser,
Wie prangen sie jetzt stolz und hoch!
Ihr Rauschen dünket mich ein leiser
Wehmüth'ger Gruß: „Gedenkst du noch?“

„Wenn über dem, was du empfunden,
„Die trübe Fluth des Lebens schäumt,
„D so gedenke doch der Stunden,
„Die ahnungsvoll du hier verträumt!“

„Hier schloß, zu sich empor dich hebend,
„Die Muse dich in ihren Bund!
„Hier tönte, schlichtern noch und bebend,
„Das erste Lied von deinem Mund!“

So war's! so ist's! In meinem Innern
Verstummt des Tages wirrer Streit!
Zur Gegenwart wird das Erinnern,
Zum Traume wird die Wirklichkeit!

D trätest du durch Zauberfegen
Heraufbeschworen, licht und klar,
An dieser Stätte mir entgegen,
Du Wesen, das ich selbst einst war;

Mit deinem Glauben an das Hohe,
Mit deinem ungebros'nen Muth,
Mit deines Sehnsens heil'ger Lohe,
Mit deines Herzens reiner Blut:

In bitt'rem Schmerzgefühl erblickend,
Wie hebte ich vor dir zurüd!
Vor meinem Bild, mir nicht mehr gleichend,
Wie senkte sich mein scheuer Blick!

Was ich seitdem errang, es wäre
Staub unter meinen Füßen mir,
Und wortlos spräche meine Zähre:
Du armes Kind, was ward aus dir?! —

Der Himmel lächelt klar hernieder,
Die Gegend schwimmt in gold'nem Licht,
Die Vögel singen frohe Lieder,
Mir aber, ach! mir frommt es nicht!

Es weichen nicht dem Sonnenscheine
Die Geister, die mich still umweh'n!
Gestorben fühl' ich mich und meine
Auf meinem eig'nen Grab zu steh'n.

Nur Eines nicht!

Wenn ich dereinst entrückt dem Lebenstande,
Wenn die in mir, dem flüchtigen Phantome,
Für kurze Zeit vereinigten Atome
Einst wieder frei und ledig ihrer Bande:

Was dann aus ihnen wird? Mich soll's nicht kümmern,
Ob sie der Thiernatur sich einverleiben,
Als Wirbel Staubes durch die Lüfte treiben,
Im Farbenglanze duft'ger Blumen schimmern!

An einem Wunsche lass' ich mir's genügen:
Was auch ihr Schicksal sei, ob hoch, ob nieder,
Sie mögen sich nur nimmer, nimmer wieder
Zu einem Menschenbild zusammenfügen!

Au Juste Kettich.

I.

1863.

Der Zweifel, dessen düst'res Zeichen
 In Nacht und Öde uns verbannt,
 Kann nimmermehr ein Herz beschleichen,
 Das dich, du Herrliche, erkannt!
 Wie bitt're Qual, wie tiefe Beugniß
 Durch fremden Unwerth es erfuhr :
 Du bist ihm ein lebendig Zeugniß
 Des Adels menschlicher Natur!

Ein Licht scheint von dir auszugehen
 Das jede Finsterniß erhell't,
 Mit süßem Duft dich zu umwehen
 Der Frühling einer schönern Welt.
 Dein Geist ist's, dessen kühnes Streben
 Der Dinge tiefsten Kern durchbringt,
 Die Seele ist's, die alles Leben
 Mit warmer Liebeshuld umschlingt!

Selbst in der Dichtung Zauberreichen
Weiß ich mit deinem hohen Sein
Ein Frauenbild nur zu vergleichen:
Nur Iphigenie allein!
Wie sie zum Priesterdienst erlesen,
Wie sie mit Gaben überhäuft,
Was Wunder, daß aus deinem Wesen
Derfelbe Balsam niederträuft?!

II.

1869.

Der Wandel wohnet in des Menschen Brust,
Zum Traumbild wird uns, was wir einst besaßen.
Das tiefste Weh, den bittersten Verlust,
Wir lernen sie verschmerzen und vergessen.
Des Lebens rasche Woge steigt und fällt,
Der Sehnsucht banger Flehensruf verklinget,
Und eine neue blüh'nde Welt entringet
Dem Schutt sich einer eingestürzten Welt.

Doch, wenn selbst der Erinn'ring Aschenrest
Die flücht'ge Zeit verstreut nach allen Winden,
Wenn Alles enden muß, warum nur läßt
Der Schmerz um dich sich nimmermehr verwinden?
Ist nicht Vergessen jedem Gram gewiß?
Warum erwacht mit jedem neuen Tage,
Nur herber, trauervoller stets die Klage,
Daß dich der Tod aus unserm Kreise riß?

Warum? Weil du in deiner Hoheit Schein,
 Den Sternen ähnlich, die im Äther schweben,
 Uns Licht gebracht in's dunkle Erdenfein,
 Die sich're Richtung treu uns angeben!
 Weil, seit dein großes Herz im Lode brach,
 Wir die prophetenhafte Stimme missen,
 Mit welcher unser eigenes Gewissen
 Aus deinem Munde mahnend zu uns sprach!

Weil deiner Liebe reiches Liebesmal
 Uns stets gewinkt nach allen Irrfahrten!
 Weil wir gewöhnt, in jeder Noth und Qual
 Von dir Befreiung, Rettung zu erwarten!
 Weil, wo kein Hoffen länger Wurzel schlug,
 Dein mächtig' Wort, lebend'ger Seele Odem,
 Uns über allen Unglücks gift'gen Brodem
 In's Reich erlösender Gedanken trug.

Das ist's! Wie heilte uns're Wunde je
 Von des Vergessens Nebelflor bedeckt,
 Da jede Trübnung, jedes Lebensweh
 Auf's neue stets den Schmerz um dich erwecket?
 Da wir, ach! länger nicht von dir gestützt,
 Du Kraft der Schwachen, sehend Aug' der Blinden!
 In jedem Augenblicke neu empfinden,
 Daß unser Engel uns nicht mehr beschützt? —

Fort geht des Lebens unbeirrter Lauf,
Manch' werthe Gabe senket sich hernieder,
Es tauchen wechselnde Gestalten auf,
Doch deines Gleichen lehret nimmer wieder.
Das Herz, das einen Himmel in sich barg,
Des Menschenthumes wunderbarste Blüthe,
Das reinste Bild der Größe und der Güte
Zu Staub zerfallen sie in deinem Sarg'!

„Ich dien'!“

„Ich dien'!“ Den Wahlspruch, stark und mild,
 Trug jenes Luxemburgers Schild,
 Der kämpfend bei Grócy gefallen.
 O möchte kräftig, fort und fort,
 Des ritterlichen Königs Wort
 In jeder Seele wiederhallen!

Denn Werth hat einzig nur die Kraft,
 Die nied'rer Selbstsucht sich entraft,
 Um bess'rem Preise nachzujagen!
 Die unverrückt das Ziel sich stellt,
 Zu fremdem Wohl, zum Heil der Welt
 Ihr Theil in Treuen beizutragen.

Entglomm dir hell des Wissens Licht,
 Der Nacht gedenke, welche dich
 Sich über Millionen breitet,
 Und ruh' nicht bis, ein Morgenstral,
 Dein Wort aus Wahnes Noth und Dual
 Sie auf der Wahrheit Bahn geleitet.

Ward dir der Muse Weihgeschenk,
 O sei der Seelen eingedenk,
 Die schmerzgebeugt und grambeladen!
 Hoch über allen Schicksalshaß
 Trag' sie mit dir empor und laß
 Sie in der Schönheit Meer sich baden!

Wardst du mit Schätzen reich bedacht,
 Erkenn' in ihnen eine Macht,
 Verpflichtend minder nicht als jene,
 Und streu' ihn aus mit voller Hand
 Den Reichthum, der nur dann kein Tand,
 Wenn er zum Lächeln klärt die Thräne.

Und hat der Geist dich nicht erklärt,
 Der Muse Hauch dich nicht berührt,
 Sind Schätze dir versagt geblieben:
 Es bleibt in deiner Armuth Schooß
 Dir eine Kraft doch, heilig groß, —
 Es bleibt dir noch die Kraft zu lieben!

Dieß gottgeborene Gefühl,
 Laß es im wirren Weltgewühl
 Zu Werken sich der Huld gestalten!
 Gib alles And're in den Kauf!
 Ein warmes Herz genügt vollauf
 Des hohen Menschenamts zu walten.

Das Unglück schau, wie grimme und kalt,
In tausendfältiger Gestalt,
Es lauert rings auf allen Wegen!
Entgegen stemme dich dem Graus
Und wie Herakles ziehe aus
Das Ungeheuer zu erlegen.

Gesegnet, wer dies Ziel erfasst!
Gesegnet sie, die ohne Rast
Dem Dienst der Menschheit sich ergeben!
Der Starken Bier, der Schwachen Hort,
„Ich dien!“ du opferfreud'ges Wort,
Sei Lösung uns für Tod und Leben!

Einem Selbstling.

Der härteste Fluch, dir ward er auferlegt,
 Des Unglücks schwerstes Theil dir zugewogen:
 Ein Herz, von keiner Neigung sanft bewegt,
 Zu keinem andern liebvoll hingezogen.

Der Laut, durch den die Gottheit zu uns spricht,
 An dir verhallt er, fremd und unverstanden!
 Zwar ahnest du dein tiefes Elend nicht,
 Doch, — ist es darum weniger vorhanden?

Der Blindgeborne kann sich nach der Pracht
 Des unbekanntes Lichtes auch nicht sehnen;
 Er mag, gewöhnt an seine stete Nacht,
 Nichts zu entbehren, nichts zu missen wähen.

Wir aber, denen hell des Tages Glanz
 Hernieder strahlet von dem Himmelsbogen,
 Wir wissen und empfinden voll und ganz
 Um welches Glück ihn die Natur betrogen. —

Der Weg, auf den ihr Wille dich gestellt,
 Wie öde ist er und wie gottverlassen!
 O bitt'res Loos, in dieser reichen Welt,
 Nur sich, den armen, kleinen Punkt, zu fassen! —

Der Frost, der dich durchbringt, vielleicht versehrt
Er noch manch' warmes Herz mit seinen Schauern!
Doch tiefer'n Mitleids dünkest du mich werth,
Und mehr als deine Opfer zu bedauern.

Sancta Theresia! erschöpfend hast
Die Qual, von welcher Lucifer getrieben,
Zusammen du in dieses Wort gefaßt:
„Der Unglücksfelige! er kann nicht lieben!“

Es war zu leicht.

Ganz hatt' ich mich dir hingegeben
 Mit ächter Freundschaft Heldenmuth,
 Mein inn'res wie mein auß'res Leben,
 Mich selbst befohlen meiner Huth,
 Aus meines Herzens dunklem Stollen
 Das reinste Gold dir dargereicht, —
 Du hättest mich nicht täuschen sollen,
 Es war zu leicht!

Auf dich und deine Treue bauend,
 Die ohne Wanken ich geglaubt,
 Hätt' ich in deinen Schooß, vertrauend,
 Gebettet mein vervehmtes Haupt.
 Und dieß der Lohn des liebevollen,
 Des frommen Wahns, der jetzt entweicht? —
 Du hättest mich nicht täuschen sollen,
 Es war zu leicht!

Strafe des Irrthums.

Es hat der bangen, schreckerfüllten Welt
 Die Kirche einst den Lehrsatz aufgestellt,
 Daß zu der Pein der ew'gen Hölleflamme
 Der Irrthum schon, nicht bloß die Schuld verdamme.

Doch eine lich'tre, bess're Zeit begann,
 Des alten Molochglaubens Spuk zerrann;
 Die Kirche selber mußte anerkennen,
 Daß Irrthum von der Sünde wohl zu trennen.

Das Schicksal nur, das Thränen mir erpreßt,
 Hält noch an jenem grausen Dogma fest,
 Und straft mich für den Wahn, der mich besangen.
 Als hätt' ich Frevel sonder Zahl begangen.

Wenn, daß ich schmerzlich mich in dir geirrt,
 Mir nicht als Sünde angerechnet wird
 Dann, wahrlich! habe ich sie nicht verschuldet
 Die bitt're Qual, die jetzt mein Herz erduldet!

Die Vergangenheit.

Mir ist als legten leise
 Sich Nebel um mich her,
 Vom bunten Menschenkreise
 Mich scheidend mehr und mehr.
 Erinnerungen sind es,
 Aus Lust und Leid gewebt,
 Die man, will's ein gelindes
 Geschick, mit mir begräbt!

Mir ist, als brauf'te, grollte
 Um mich ein Ocean,
 Den ich, wie gern ich wollte
 Nicht überbrücken kann.
 Dieß Meer, deß hanger Klage
 Die Seele träumend lauscht,
 Es sind die fernen Tage,
 Die an mir hingerauscht!

Vereinsamt im Gewühle,
 Das rastlos drängt und schafft.
 Vergangenheit! wie fühle
 Ich mich in deiner Haft!

Erschöpft vom Lebensstreite,
Den Wunsch auf nichts gestellt,
Ein dunkler Schatten gleite
Ich durch die blüh'nde Welt!

Meine Grabchrift.

Die hier im dunkeln Grabeschooße ruht,
Nach langen Kampfes Mühsal und Beschwerde,
Wie jedes and're arme Kind der Erde
War sie ein Doppellaut von Schlimm und Gut.

Nichts unterschied sie von der großen Schaar,
Behaglich athmend in der Lüge Brodem,
Als daß die Wahrheit ihrer Seele Odem,
Und daß getreu bis in den Tod sie war.

An Helene.

I.

Geliebtes Kind! zum Trost, daß ferne
 Von dir die Welle mich verschlug,
 Wie ruf' ich mir so oft, so gerne
 Zurück dein Antlitz, Zug für Zug!
 Als wär'st du leibhaft mir erschienen
 Stehst du vor mir, Geberd' und Mienen
 So hold, so sittig und so klug!

Ja! tief hab' ich es eingefogen,
 Dein Bild in meiner Seele Grund!
 Ich seh' der Stirne reinen Bogen,
 Das zarte Kinn, den weichen Mund,
 Der Augen klare Lichtkristalle,
 Das blonde Haar, im lock'gen Falle
 Umspielend des Gesichtchens Rund!

Sie mögen neckend mir erwiedern,
 Ein Schönheitwunder seist du nicht!
 Wer kann, wer mag den Reiz zergliedern,
 Der ihn mit süßem Bann umflieht?
 Wer krittelnnd erst durchspäh'n die Züge,
 Aus denen ohne Falsch und Lüge
 So rein der Stral des Himmels bricht?

Ich weiß nur Eines: wenn verlocken
Mich will ein trügerisches Licht,
Die Leidenschaft mit Sturmesglocken
Zu dem bethörten Geiste spricht:
Dann kämpft den wilden Aufruhr nieder,
Des Friedens Klarheit schenkt mir wieder
Ein Blick in dieses Angesicht!

Und wenn ich zu erliegen meine
Des Tagwerks dumpfem Einerlei,
Ein einz'ger Blick auf dich, du Meine!
Und ich bin wieder stark und frei.
O du mein Licht auf dunklem Pfade!
Du Zeugniß mir von Gottes Gnade!
Du mir im Herbst erblühter Mai!

II.

So Mancher staunt und sinnt, und weiß
Den Grund nicht zu ermessen,
Der mich das fremde Kind so heiß
Läßt an den Busen pressen.

Weil von Geschlecht sich zu Geschlecht
Die Adern nicht verzweigen,
Berkennen sie das höh're Recht
Kraft dessen du mein eigen.

Du bist, — mit Zaubermacht bespricht
Dieß Wort mir alle Schmerzen, —
Zwar Blut von meinem Blute nicht,
Doch Herz von meinem Herzen.

III.

Es war an einem Frühlingsmorgen,
 Die Rosen blühten, der Jasmin,
 Von dem Gesträuche halb verborgen
 Lugt' ich verstohlen nach dir hin.
 Du knietest an des Weihers Rand,
 Umspielt vom hellen Sonnenscheine
 Und suchtest emsig bunte Steine
 Am Wege, mit geschäft'ger Hand.

Aus Kieseln, gelben, weißen, blauen,
 Wie sich's gerade fügt' und fand,
 Begannst du dir ein Haus zu bauen
 Auf des Gerölles feuchtem Sand.
 Vertieft in deines Werk's Beschau
 Sah ich dich wohlgefällig nicken.
 Da, — nur ein Hauch, ein leises Rücken, —
 Ach! und verschüttet lag der Bau.

Geduldig, ohne Zorn und Klage,
 Dein liebes Herz sich drein ergab.
 Jetzt tratest du zum Rosenhage
 Und pflücktest ein paar Rosen ab.

Doch, kaum von ihrem Dufte umwallt,
 Gewährtest du im Kelch der einen,
 Mit gift'gem Sauch und Zappelbeinen,
 Der Spinne schönöde Mißgestalt.

Ich sah, wie vor dem wildesten Schenel
 Ein banger Ekel dich erfaßt!
 Die Rosen dünkten dich ein Gräuel,
 Die Herberg' boten solchem Gast.
 Du warfst sie hin in's grüne Moos,
 Und setztest dich am Ufer nieder,
 Gesenkt die zarten Augenlider,
 Die Hände achtlos in dem Schooß.

Umsouft strich dir um Stirn' und Wangen
 Die Morgenluft, von Düften schwer.
 Die Lust am Spiel war dir vergangen,
 Dich lockte keine Rose mehr!
 So sahest du in läß'ger Ruh'
 Und schautest nur dem Zug der Wellen,
 Dem Tanz der gaukelnden Libellen,
 Mit träumerischem Blicke zu.

Durch's Herz flog mir ein leises Beben,
 Raun weiß ich selbst, wie mir geschah,
 Als ich dich, ohne Wunsch und Streben,
 So still in dich versunken sah.

Ach! und noch heute steigt und schwillt,
 In mir ein Strom von dunkeln Sorgen. —
 Erschien an jenem Frühlingsmorgen
 Vielleicht mir deiner Zukunft Bild?

IV.

„Das nenn' ich eine Kinderzucht!
 „Das wäre mir die rechte Liebe,
 „Die Alles zu entschuld'gen sucht,
 „Was immer auch ihr Abgott triebe!
 „Wie lang noch, und das Thierchen hält
 „Sich für den Mittelpunkt der Welt!“

Dein Vater sprach's der grimme Mann!
 Die Predigt war zu meinem Frommen,
 Weil ich, da du in Acht und Bann,
 Zu laut Partei für dich genommen.
 Mir ward dabei ganz schwül und heiß, —
 Ich sagte nichts und duckte leis.

Dein Mütterlein nahm's nicht so arg,
 Mild klang das Wort der Guten, Schönen!
 „Das Leben ist mit Liebe karg, —
 „Mag sie des Kindes Stirne krönen!
 „Thut sie zu viel, das Weltgebraus
 „Gleicht's einst durch manch' Zuwenig aus.“

Er drauf: „Ein wunderlicher Schluß!
„Weil rauhe Pfade zu beschreiten,
„Soll durch Vermöhnung man den Fuß,
„So meinst du, darauf vorbereiten!
„Wie kalt die Welt, wie ungelind,
„Fühlt doppelt das verzog'ne Kind!“

Still lächelnd blickt ich vor mich hin.
Dich zu verzieh'n, mein liebes Leben!
Hätt' ich so Schlimmes auch im Sinn,
Nicht Zeit wär' mir dazu gegeben.
Dein Morgen= ist mein Abendroth, —
Eh' du verzogen, bin ich todt.

V.

So wenig wie der Quell, in dessen klaren
 Lichtwellen jetzt mein Angesicht zu schauen,
 Wenn er als breiter Strom durchwoget die Auen
 Das längst zerfloss'ne Bild noch wird bewahren:

So wenig wird in spät'rer Jahre Treiben,
 Wenn Schmerz und Freude, Seligkeit und Bangen
 Wetteifernd einst den Zoll von dir verlangen,
 Mein Bild in deiner Seele haften bleiben.

Es sei darum! nicht knüpfe sich dein Leben
 An eines, dessen Sand, wie bald! verronnen.
 Das Alter mag sich an Erinn'ung sonnen!
 Der Jugend ziemt ein frisches Vorwärtstreiben.

Ich wünsch und erföhne nur das Eine:
 Daß dir auf dieser liebeleeren Erde
 Zum zweitenmale eine Liebe werde,
 So tief, so treu, so selbstlos wie die meine

Sinem Samariter.

Zur Erinnerung an den Sommer des Jahres 1866.

Ein Donner Schlag, durchscholl die Mähr
 Das Reich bis zu den fernsten Enden:
 „Zersprengt, vernichtet unser Heer!
 Das Schwert zerstückt in unsern Händen!“
 Entgeistert schrafen wir zurück
 Vor dieses Jammers finst'rer Größe;
 Wir fühlten uns're Bettlerblöße
 Und neideten der Todten Glück!

Das Banner Oestreichs in dem Staub,
 Der uns'rer Brüder Blut getrunken!
 Der Kranz des Ruhms, wie welches Laub,
 Dem Haupt, das er geschmückt, entsunken! —
 Und ob sich das Gewitter brach,
 Sein Nachhall dröhnt durch unser Leben!
 Wer kann die Stirne frei erheben,
 Gedenkt er jener bittern Schmach?

Du kannst es! du! denn in dem Streit,
 Der Glück und Macht und Ruhm verschlungen,
 Hast du, ein Held der Menschlichkeit,
 Der Siege edelsten errungen!

Den Sieg, der auf dem Schlachtfeld nicht
 Erstritten wird im Kampfgewüthe,
 Nein! den die reine Macht der Güte,
 Die Kraft der Liebe nur erficht.

Des ungeheuern Glends Graus,
 Dich machte er nicht scheu erbeben.
 Als Gegner wähltest du ihn aus
 Und rangst mit ihm auf Tod und Leben!
 Dich trieb ein heiliges Gefühl
 Ihm seine Opfer zu entrafen,
 Den Wunden Linderung zu schaffen,
 Verlor'nen einen Sterbepfuhl.

Du wolltest nichts von nächt'ger Ruh',
 Nichts vom Genuß des Tages wissen!
 An Schmerzenslagern weiltest du,
 Des frommen Liebewerks beflissen.
 O wie, bereits vom Tod umhaucht,
 Der Armen Blick an dir gehangen!
 Ein flücht'ges Roth auf bleichen Wangen,
 Bei deinem Nahen aufgetaucht!

Und konntest du den blut'gen Gang
 Des furchtbaren Geschid's nicht hindern,
 Genug schon, daß es dir gelang
 Der Opfer heiße Dual zu lindern!

Genug schon, daß du einer Welt,
In sich gespalten und zerrissen,
Bedeckt von Hasses Finsternissen,
Der Liebe Beispiel hingestellt!

Als Sieger grüß ich dich darum,
Ob nimmer du das Schwert geschwungen!
Es hat das stille Heldenthum
Des Mitleids dir den Kranz errungen!
Nicht werth und würdig acht' ich mich,
Dir, den so reine Lorbeern schmücken,
Zum Dank die milde Hand zu drücken,
Doch segnen, segnen darf ich dich!

In das Gedenkbuch einer Künstlerin.

Es wurde dir beschieden
 Jedwedes Glück und Heil!
 Nur Wenigen hienieden
 Fällt ein so holdes Theil.
 Der Ruhm kam dir entgegen,
 Dir ward der Schönheit Glanz,
 Und von des Weibes Segen
 Der allerreichste Kranz.

Doch bess'rer Gaben Blüthe
 Hat dir Natur geschenkt,
 Als sie die reinste Güte
 In dein Gemüth gesenkt!
 Als sie, daß nie dich quäle
 Der Neue Untenruf,
 So lichtvoll deine Seele,
 So wahr und edel schuf!

Ja! diese Gaben sind es,
 Dir selber nicht bewußt,
 Die, wie an's Herz des Kindes,
 Mich zieh'n an deine Brust!

Wenn einst von dir gefallen
Der andern Reiz und Pracht,
Sie werden mit dir wallen,
Selbst durch die Todesnacht!

Bei der Enthüllung
des Schwarzenberg-Monumentes.
1867.

Sei mir gegrüßt, du edles Heldenbild!
 Zu Ehren eines Sieges aufgerichtet!
 Begrüßt wie ein Erinnern, welches mild
 Die gramerfüllte Gegenwart durchlichtet.
 Denn schwer ist und bekümmert unser Herz.
 Ein dunkler Schatten liegt auf unserm Leben;
 Es thut uns Noth, an dir du Bild von Erz,
 Den Muth, die Hoffnung wieder zu erheben! —

Dem Recht entrunnen waren Schwert und Schild,
 Es lag die Welt in frecher Willkür Banden,
 Als er, dem dieses Tages Feier gilt,
 Ein Retter und Befreier ihr erstanden.
 Das Banner fassend, welchem Ruhm und Sieg
 Entglitten waren in der Zeit Bedrängniß,
 Schwang er es hoch in diesem heil'gen Krieg,
 Und öffnete den Völkern ihr Gefängniß.

Unnahbar jedem selbstisch trübten Hauch
 Rief er von Ruhmsucht nimmer sich berücken.
 Nur siegen wollt' er! mochten später auch
 Sich And're mit des Sieg's Trophäen schmücken.

Er wollte nur das Wesen, nicht den Schein,
 Das kümmerliche Schattenbild der Dinge!
 Gleich galt ihm's, war der Kranz in Wahrheit fein,
 Ob er auch sichtbar seine Stirn' umschlinge.

Das ist's, was über And're ihn erhebt,
 Die mit ihm leben auf der Nachwelt Zungen,
 Daß er dem Heil des Ganzen nachgestrebt,
 Und, wie den Gegner, auch sich selbst bezwungen!
 Daß er auf blutgetränktem Schlachtenfeld,
 Im Angesicht von tausend Feuerschlünden,
 Sich nur das eine hohe Ziel gestellt,
 Des Rechtes Herrschaft wieder zu begründen.

Und kam es also? Nein! O bitt'res Wort,
 In welchem unsers Unglücks Grund enthalten!
 Auf's neu verfiel der köstlich theu're Hort,
 Den er gerettet, feindlichen Gewalten,
 Was heilig erst, hieß bald ein frevler Wahn,
 Es wies die Macht das Recht von ihrer Schwelle,
 Und die von seiner Hand erschloff'ne Bahn,
 Versperret ward sie mit wüstem Schuttgerölle.

Wie? tausend Leben blutig abgefürzt,
 Daß auch das werdende Geschlecht verderbe?
 Der Sohn des Schicksals, der Titan, gestürzt,
 Daß die Pygmäenschaar den Scepter erbe?

Er sah es wohl und Schauer überkam
 Ihn vor dem Werk, das länger nicht das seine,
 Bis, unterwühlt von also edlem Gram,
 Das Herz ihm brach, das große, warme, reine!

Jetzt aber ist erfüllt der Tage Maß,
 Und vor dem ersten Throne der Geschichte
 Steht er, dem Neid entrückt, entrückt dem Haß,
 In seiner Thaten sonnenlauterm Lichte,
 Das keine ird'sche Trübung länger dämpft!
 Der Lorbeer mag sein Denkmal grün umfrieden,
 Denn einen guten Kampf hat er gekämpft,
 Und glorreich ist das Theil, das ihm beschieden.

Und du, mein Oestreich! mein geliebtes Land!
 Theil meines Herzens! heimatliche Erde!
 Gott schütze dich mit seiner starken Hand,
 Durchfache dich mit schöpferischem Werde,
 Damit, wenn leuchtend durch der Zeiten Flucht,
 Sich Heldenfeelen wieder in dir regen,
 Sie, wie am Sieg, auch an des Sieges Frucht,
 Dhn' bitterm Rückhalt sich erfreuen mögen.

Pr o l o g

zur Gedächtnißfeier für Otto Ludwig.

1866.

Wenn ein geliebter Mensch von hinnen ging
 Und uns zurückließ im verarmten Leben
 Wie kümmerlich erweist sich, wie gering
 Jedweder Trost, den uns die Welt mag geben!
 Wo in der Öde dieses Erdenwust's
 Unmöglich der Ersatz wie das Vergessen,
 Da gilt's die ganze Größe des Verlust's
 Mit unerschrock'nem Blicke zu ermessen!
 Und unsers Schmerzes dunkler Fluth enttaucht
 Ein Bild, vom Glanz der Ewigkeit umhaucht

Aufs neu wird uns der Freund zurückgeschenkt,
 Wenn wir uns sagen, was er uns gewesen,
 Wenn unser Geist, in seinen Geist versenkt,
 Uns nah und näher bringt sein innerst Wesen:
 Geheimnißvoll aus Schmerz geborne Lust
 Erquickt die Seele, die um Hohes trauert,
 Denn des Verbandes wird sie sich bewußt,
 Der selbst des Todes Schrecken überdauert!
 Und freudig ruft sie: Fort, du trüber Schein!
 Was Ein's mit mir, es ist auf ewig mein.

Doch wenn der Großen einer von uns scheid,
 Der Tausenden die Erdenmacht gelichtet,
 Ein Fürst des Sanges, der in seinem Lied
 Ein Denkmal sich und seinem Volk errichtet:
 Nach Einzeln zählen da die Freunde nicht,
 Die, ihn beweinend, sich an ihm erheben,
 Zu denen er aus fernem Jenseits spricht,
 Ein Bürge für des Geist's unsterblich Leben!
 Nein! an sein ganzes Volk erging sein Wort,
 In seinem ganzen Volke wirkt es fort.

Hoch über ird'sche Lust und ird'schen Schmerz
 Von dieses Wortes Macht emporgetragen,
 Wie fühlen Tausende des Todten Herz
 In ihrer warmen Brust lebendig schlagen!
 Sein heilig Angedenken ehren sie
 In seiner Dichtung makellosem Glanze,
 Und selbst was halb nur zum Erblich'n gedieh,
 Nicht missen wollen sie's in seinem Kranze.
 Mit Recht, fürwahr! denn auch im Bruchstück flammt
 Der Stral des Geistes, welchem es entstammt.

Und solch ein edles Dichterbild ist er,
 Dem huldigend wir dieß Gedächtniß weihen!
 Ob auch geschieden ohne Wiederkehr,
 Ob auch, zu früh! entrückt aus unsern Reihen:

Er ist und bleibt uns nah für alle Zeit,
Ein Freund an dessen Herzen Trost zu finden,
Ein Führer, der in dieses Lebens Streit
Uns kämpfen, dulden lehrt und überwinden!
So weilt er noch bei uns! sein Werth, sein Ruhm
Des deutschen Volkes theu'res Eigenthum!

C h o r a l.*)

Nach dem Polnischen des Cornelius Ujwiski.

Mit dem Dampf des Bruderblutes, mit der Brände lohem Wallen
Schwinge dich, du Schrei des Jammers! aufwärts zu den Himmels-
hallen!

Steig empor, du bange Klage eines Schmerzes sonder Gleichen.
Du Gebet, bei dem des Veters Haare rasch zu Schnee verbleichen!
Todesmüd ist unser Nacken von jahrhundertlanger Frohne,
Tiefer stets in uns're Schläfe bohret sich die Dornenkrone.
Dennoch, Herr! wie streng und zürnend sich dein Antlitz von uns
wende,

Dir vertrauend immer wieder heben wir empor die Hände.

Oftmals hat mit schweren Schlägen deine Geißel uns getroffen,
Aber fest und unerschüttert blieb der Herzen muthig Hoffen!
Blutend, ach! und unterliegend riefen glaubenskühn wir Armen,
Gott ist unser Vater, — seiner Kinder wird er sich erbarmen!
Eh' geheilt noch uns're Wunden griffen nach dem Schwert wir wieder,
Und aufs neu trat des Tyrannen Übermacht zum Staub uns nieder!
Einen Grabstein wälzend über unser Hoffen, unser Lieben,
Höhnt' er: „wo ist euer Vater, wo ist euer Gott geblieben?“

*Das nachstehende Gedicht war während des unglücklichen Auf-
stands von 1863 — 64 der polnische Nationalhymnus und darf in so
ferne eine historische Bedeutung beanspruchen.

Aufwärts blickend nach den Sternen, flehten wir in Kachepsalmen:
 Stürzt aus euren Höhen nieder, um den Frevler zu zermalmen!
 Aber unbekümmert schwebten fort sie in dem gold'nen Reigen;
 Stille rings! nur sanft Gezwitzcher in den blüthenschweren Zweigen!
 Da umkrallten uns're Seele der Verzweiflung Tigerpranken,
 Unser Muth begann zu schwinden, uns're Zuversicht zu wanken,
 Und es lästerten die Lippen dich im Übermaß der Schmerzen, —
 Aber nicht nach unsern Worten, richtete uns nach unserm Herzen!

Eine Sündenernte mußte solcher gift'gen Saat entspringen.
 Gräueltthaten ohne Namen sahen schauernd wir vollbringen!
 Mütter fielen von der Söhne, Brüder von des Bruders Streichen, —
 O wie viele Stirnen tragen Rains dunkles Mörderzeichen!
 Doch wie schwer sie sich vergangen, wie Entsetzliches verbrochen,
 Seien sie von dir, du milder Richter! dennoch losgesprochen!
 Finst're Höllemächte haben sie zum Schreckenswerk gezwungen.
 Nicht das Schwert wirst du bestrafen, nein! den Arm, der es ge-
 schwungen! —

Von der ganzen Welt verlassen, unterdrückt, halb aufgerieben,
 Sind wir dir und unserm Glauben unverbrüchlich treu geliebt!
 Wie zum Nest der müde Vogel, flieh'n mit uns'rer Grambeschwerde
 Wir zu dir, auf daß in deinem Schooß uns süße Ruhe werde.
 D'rum, o Herr! laß Milde walten! ebne uns're Dornenpfade!
 Kräft'ge die erschöpften Herzen mit dem Zeugniß deiner Gnade!
 Laß den Kranz des Märtyrthumes uns mit frischem Muth um-
 hauchen!

Laß aus seinem heil'gen Lichte neu verjüngt die Seele tauchen!

Deine Engel an der Spitze, wir ihr kämpfendes Geleite,
Du der Deinen Schild und Wehre, ziehen wir hinaus zum Streite,
Und von des besiegten Satan in den Staub gestürzten Hallen
Soll dein lichtgewobnes Banner in dem Hauch der Lüfte wallen!
Den verirrtten Brüdern wollen wir die Hand entgegen strecken,
Denn der Freiheit Feuertaufe nimmt hinweg der Sünde Flecken!
Lästerer und Zweifler werden dann von ihrem Wahn genesen,
Fühlend, daß zu allen Zeiten Gott mit seinem Volk gewesen!

Soldatenbegräbniß.

Nach Charles Wolfe's The Burial of Sir John Moore.

Kein Trommelwirbel, kein trauernder Chor,
Stumm eilte der Zug von dem Walle.
Es dröhnte aus unsrer Musketen Rohr
Kein Salve mit donnerndem Schalle.

Mit unseren Waffen gruben ein Grab
Wir hastig im nächtlichen Dunkel;
Verdüsterten Scheins sah der Mond herab,
Und trüb der Laternen Gefunkel.

Die edlen Glieder des Helden umschloß
Kein Leichentuch, keine Truhe, —
Im kugeldurchlöcherten Mantel bloß
Bestatteten wir ihn zur Ruhe.

Ein letztes Gebet noch, kurz und schlicht!
Im Herzen erstickt blieb die Klage;
Den Blick gesenkt auf sein bleiches Gesicht
Gedachten wir kommender Tage.

Wir dachten und sorgten: wenn unser Heer
 Von Spaniens Küste geschieden,
 Dann schützt keine liebende Seele mehr
 Seines Grabes heiligen Frieden!

Ihr Feinde und Gegner! ob hämisch ihr
 Den Glanz seiner Siege bestreitet,
 O gönnt dem Todten die Ruhstatt, die hier
 Ihm britische Hände bereitet! —

Noch hatten wir kaum unser Werk vollbracht,
 Da rief schon die Trommel zum Streite!
 Granatenblitze durchzuckten die Nacht,
 Heranzog die feindliche Meute! —

Es meldet kein prunkender Marmorstein
 Des herrlichen Helden Geschichte.
 Wir ließen ihn in der Wildniß allein
 Mit seinem Ruhm nur zurücke!

Scottländisches Kriegslied*)

aus dem XV. Jahrhundert.

Pibroch von Donald Dhu,
 Schalle! ertöne!
 Wecke aus träger Ruh'
 Clan Donald's Söhne!
 Kommet in Eil' heran,
 Kommt im Vereine,
 Kriegerisch angethan,
 Herr'n und Gemeine!

Kommt aus der Thäler Grund,
 Kommt von den Höhen!
 Seht unser Banner, bunt,
 Trugiglich wehen!
 Kommt, von dem Plaid bedeckt,
 Herzen voll Irene!
 Tapf're, die nichts erschreckt,
 Zeigt euch auf's neue!

Laßt eu'rer Heerden Schaar
 Achtlos entweichen,
 Öde den Traualtar,
 Grablos die Leichen!

*) Nach Walter Scott's Uebersetzung aus dem Gaelischen.

Lasset den Hirsch, das Reh,
 Neze und Schlingen!
 Muthiger gilt's als je
 Schwerter zu schwingen!

Kommt wie der Sturm, wenn er
 Wälder zersplittert!
 Kommt wie das grimme Meer,
 Wenn es gewittert!
 Kommet, o kommet All!
 Kommt zum Gefechte!
 Häuptling und Lehnsvasall,
 Freie und Knechte!

Kommen schon seh' ich sie,
 Waffen erblicken!
 Feder und Heideblüh'
 Auf ihren Mützen!
 Rasch auf die Feinde zu!
 Spart nicht mit Streichen!
 Pibroch von Donald Dhu,
 Schmett're das Zeichen!

Der Freundin.

Wenn deine Hand in meiner ruht,
 Mein Herz den Schlag des deinen fühlet,
 Denk' ich nicht mehr der dunkeln Fluth,
 Die leif' mein Leben unterwühlet.

Vergessen ist, was ich erfuhr,
 Verfehltes Streben und Beginnen!
 Der Zweifel und der Wunden Spur
 Tilgt deines Auges Stral von himmen.

Voll freud'gen Schwunges, kühn und mild,
 Stark im Vollbringen, rein im Wollen,
 Stehst du vor mir, ein leuchtend Bild
 Desß was ich hätte werden sollen.

Mit tausendfält'ger Last beschwert,
 Ward ich im Lauf zurückgehalten;
 Gelobt sei Gott, der dir gewährt,
 Dich frei und kräftig zu entfalten!

O alles Heil und alles Glück,
 Das ich mir selber sah entwallen,
 Es lächelt mir aus deinem Blick
 Und mein ist's, da dir's zugefallen!

Am 5. September.

An Ida.

Als dämmernd noch das Leben vor mir lag,
 Mein Herz noch nichts errungen, nichts verloren,
 Nicht ahnt' ich da, daß mir an diesem Tag'
 Mein bestes Kleinod ward zur Welt geboren!
 Nicht ahnte ich, daß heut' der hellste Stern
 An meinem Horizonte aufgegangen,
 Daß meines Wesens innerlichster Kern
 Den vollen Abschluß heute erst empfangen.

Ich ahnt' es nicht; erst jetzt erkenn' ich's ganz!
 Nur Eines kann ich auch noch jetzt nicht fassen:
 Daß deiner Liebe heller Stralenkranz
 Auf meine Stirn' sich mochte niederlassen.
 Es heißt ja doch, daß nur um Gleich und Gleich
 Die Bande sich wahrhaft'ger Freundschaft weben.
 Du aber bist so reich, so überreich,
 Und ich, — — was hab' ich Arme dir zu geben?

Nichts als mich selbst! doch diese Gabe schafft
 Dir Sorgen nur und immer neue Mühen!
 Denn stützen mußt du mich mit deiner Kraft,
 Dein böses altes Kind zum Guten ziehen.

Du mußt, bald ernst und streng, und bald gelind,
 Hier rathen, trösten, strafen dort und wehren,
 Und die Gedanken, die das Leben sind,
 Den erdgebund'nen Geist erst denken lehren.

Tief schmerzlich überkommt mich's manchesmal:
 O daß ich früher, früher dich gefunden,
 Als ungetrübt noch meines Auges Stral,
 Und meine Brust noch rein von Schuld und Wunden!
 Dann wäre nie des Samums glüher Hauch,
 Vergiftend über mich hinweggegangen!
 Ich gliche nicht dem blitzversengten Strauch,
 Und könnte geben, statt nur zu empfangen!

Doch, hat voreinst nicht aus des Heilands Mund
 Die schmerzennilde Welt dieß Wort vernommen:
 „Für Jene nicht, die kräftig und gesund,
 Nein! für die Kranken ist der Arzt gekommen“?
 Du treuer Arzt! so hast, als, wüßt und wirr,
 Das Fieber mich der Leidenschaft bezwungen,
 Du mich gepflegt, und liebest nun in mir
 Die Beute, die dem Tod du abgerungen!

An die Entfernte.

Wie der Gefang'ne, der mit matter Hand,
Das Herz von bitterm Sehnsuchtsweh durchquollen,
Die Tage seiner Haft, die trauervollen,
Verzeichnet an der grauen Kerkerwand:

So, — wenn ich, fern von deinem Angesicht,
In banger Seeleneinsamkeit verzage, —
Verzeichne ich der Trennung öde Tage,
Doch zähl' ich sie zu meinem Leben nicht!

Mahnung.

Denke der eigenen Fehler und Schwächen,
 Wenn du dem Freunde, dem irrenden, grollst!
 Schwanke nicht erst, ob die Unbill du rächen,
 Ob du in Milde vergeben sie sollst!
 Was dir zum Trost und zur Freude gegeben,
 Selber verkehrend in Unheil und Fluch,
 Bringest du sonst in dein innerstes Leben,
 Störrischen Sinnes, den qualvollen Bruch.

Fort mit der dunkelhaft thörichten Frage,
 Ob du, vergebend, dir selbst nichts vergiebst!
 Standhafte Treue im Wirrsal der Tage
 Schuldest du ihm, den du zürnend noch liebst!
 Würdest du nicht ihn zu pflegen verlangen,
 Träf' ihn des Siechthums vergiftender Graus?
 Läg' er im finstersten Kerker gefangen,
 Hieltest du nicht ohne Wank bei ihm aus?

Wisse denn! nimmermehr hätt' er in Wahrheit
 Frevelnd gerittelt an euerem Bund,
 Wäre in heiterer Fülle und Klarheit
 Frei sein Gemüth, seine Seele gesund.

Meinst du, daß er dich zu kränken vermöchte,
Fühlte er sich nicht in Ketten und krank?
Lichte, so gut du es kannst, seine Nächte!
Reiche dem Siechen den lindernden Trank!

Lasse kein Grollen, kein Zweifeln, kein Zagen
Hemmen des Herzens nie irrenden Zug!
Was wir aus Liebe erdulden, ertragen,
Immer noch, immer noch ist's nicht genug!
In dem entfesselten Sturm der Gefühle,
Glorreichen Sieges geheiligtes Pfand,
Kausche sie auf wie die Meer'sfluth und spühle
Jegliche irdische Trübung ans Land!

Morituri te salutant!

Du ernster Gruß voll stiller Todesweih,
 Du schmerzen- und erhebungsreiches Wort,
 Durch der Geschlechter endlos lange Reihe,
 Durch alle Zeiten tönst du siegreich fort!
 Sie Alle, die, berührt von Gottes Strale,
 Ein Höh'res kennen als ihr enges Ich,
 Sie jauchzen freudig auf zum Ideale:
 Die Todgeweihten grüßen dich! —

Kanonendonner macht den Grund erbeben;
 Da ist kein Mann, der von dem Gegner läßt!
 Verbluten müssen hier viel tausend Leben,
 Es hält der Tod ein großes Erntefest.
 Doch, ob zertreten von der Kofse Hufen,
 Vom Blei gefällt, durchbohrt vom Lanzenstich,
 Nach ihrer Fahne blicken sie und rufen:
 Die Todgeweihten grüßen dich!

Es suchet durch die öde Wasserwüste
 Der kühne Weltumsegler seine Bahn.
 Auffinden wollt' er unbekannte Küsten
 Und findet nur ein Grab im Ocean!

Doch nach dem Land, das er im Geiste schauet
 Den Blick gewandt, erhebt er gläubig sich,
 Und rufet, schon vom Untergang umgrauet:
 Die Todgeweihten grüßen dich!

Der Forscher fühlt in mitternächt'gen Stunden
 Um welchen Preis das Wissen sich erkauf't!
 Und welcher Dichter hat es nicht empfunden,
 Daß Poesie mit Blut und Feuer tauf't?
 Doch lächeln lehret sie jedweder Wunde
 Die heil'ge Kraft, die nie von ihnen wich,
 Und leise tönt's von ihrem bleichen Munde:
 Die Todgeweihten grüßen dich!

Sie, die mit tiefem, schwindelndem Entzücken
 Der Zaubermacht der Liebe sich bewußt,
 Begeistert schauen sie empor und drücken
 Den Dold des Schmerzes willig in die Brust!
 Und heißt sie das Geschick mit ihrem Blute
 Den Traum bezahlen, der ihr Herz beschlich,
 So sprechen sie mit ungebeugtem Muth:
 Die Todgeweihten grüßen dich!

Und nimmer wird's der Welt an Helden fehlen,
 Triumpheslieder singend in der Dual,
 So lange du lebendig in den Seelen,
 Hochheil'ger Glaube an das Ideal!

In alle Lüfte laß dein Banner wallen,
Dem nie ein irdisches an Reinheit gleich!
Die für dich kämpfen, leiden, siegend fallen,
Die Todgeweihten grüßen dich!

II.

S o n e t t e.

Quietiv.

Ein Mittel weiß ich, mich zur Ruh' zu bringen,
Wenn grüme Sorgen mir am Herzen nagen,
Ein lang gehegter Wunsch mir fehlgeschlagen,
Und lauernde Gefahren mich umringen.

Zur Fassung mich dann wieder aufzuschwingen,
Brauch' ich nur dieses Eine mir zu sagen:
„Und wenn du sie zu Grabe müßtest tragen?“
Das lehrt mich jedes andre Leid bezwingen!

Was sonst mir droht, für Spiel nur kann ich's halten,
Vergleich ich es mit jenem Todesstreich,
Deß Ahnung schon genügt mein Herz zu spalten!

O jedem Sturme will ich steh'n als Fische,
Im Froste selber Blüth' um Blüth' entfalten,
So lange du mir bleibst, du Sondergleiche!

An Jan Matejko.

Dem Vaterland hast du die Kraft geweiht,
 Von der im tiefsten Wesen du durchdrungen,
 Und Farb' und Form sind dir nur Flammenzungen,
 Zu künden deiner Heimat Ruhm und Leid!

Du zeigst uns ihre alte Herrlichkeit,
 Den Lorbeer, der einst ihre Stirn umschlungen,
 Und wieder dann, wie nieder sie gerungen,
 Der eig'nen Söhne fluchbelad'ner Streit.

Dich locken keine andern Siegestronen!
 Nur an der Stätte, wo sie aufgebahret,
 Willst du als Hüther ihres Grabes wohnen.

Ich aber segne dich, du starkes Herz!
 Das selbst dem Tode Treue noch bewahret,
 Und dessen Muse ein erhab'ner Schmerz!

An Heinrich Aufschütz
zu seinem achtzigsten Geburtstage,
1865.

Des innern Frühlings zaubervolle Blüthe,
Der Frost des Alters macht sie nicht erbleichen!
Deß bist du selbst ein hochbegnadigt Zeichen,
Du Greis an Jahren, Jüngling im Gemüthe!

Als die Natur dich schuf, in ihrer Glüte
Ausstattend dich mit Gaben sonder Gleichen,
Da mochte hange Sorge sie beschleichen,
Wie sie ihr herrliches Gebild behüte.

Und also sprach sie, zu der Zeit gekehrt:
Nicht rühre an dieß Haupt mit deinen Schwingen,
Laß mir mein edles Kunstwerk unverkehrt!

Wie hier der Gaben Fülle zu durchdringen,
Daß eine stets der andern Glanz vermehrt,
Es wird mir nicht zum zweitemal gelingen.

Die besten Stunden.

Was waren meines Lebens beste Stunden,
 In denen ich von Gram und Leid genesen?
 Die stillen, unscheinbaren sind's gewesen,
 Die bei getreuer Arbeit mich gefunden!

Und jene, reicher noch an Himmelstunden,
 Wann ich ein hilflos und verlassnes Wesen,
 Das sich der Schmerz zum Opfer auserlesen,
 So gut ich's konnte, seiner Macht entwunden!

D'rum sei fortan mein ganzes Sinnen, Streben,
 In diesem Schacht wahrhaft'gen Glücks zu schürfen,
 Von diesem reinsten Freudenquell zu schlürfen!

Vor keiner Zukunft brauch' ich dann zu beben,
 Denn Arbeit wird's auf Erden immer geben,
 Und immer Herzen, welche Trost bedürfen!

Die Historiker.

Die Einen rühmen uns die Herrlichkeiten
Des Mittelalters mit verschwom'mnem Blick;
Sie bieten uns die Hand, um uns zurück
In seine traute Dämmerung zu leiten.

Daß thöricht sie, wer möchte es bestreiten?
Den alten Moder preisend, Stück für Stück,
Vergessen sie, daß es der Welt Geschick
In rastloser Entwicklung fortzuschreiten.

Doch thöricht dünkt mich's auch, des Zornes Stral
Post festum noch auf jene Zeit zu schnellen,
Weil sie human nicht war, noch liberal!

Sie war, wozu sie die Natur gemacht,
Die auch dem gold'nen Tag, dem sonnig hellen,
Voranschickt eine lange, finstre Nacht.

In Kürnberg.

Chrwürd'ge Stadt! wie herrlich offenbart
Im Reiz, der unvergänglich dich umlichtet,
In jedem Denkmal, das du aufgerichtet,
Das deutsche Wesen sich, die deutsche Art!

Der kluge Sinn, der sich der Gegenwart
Zu schuldigem Tribut und Dienst verpflichtet
Der Fleiß, der rastlos schafft und strengt sichtet,
Mit kühnstem Schwung der Phantasie gepaart!

Die Kunst, die anderwärts das Machtgeheiß
Der Fürsten nur verpflanzt aus fremden Landen,
Im eig'nen Grund trieb sie hier Reiz um Reiz!

Was Andere nur in weiter Ferne fanden,
Ist zu des deutschen Namens Ruhm und Preis,
Hier aus des Volkes hohem Sinn erstanden.

Den Zukunftschwärmern.

Ein neues Leben, meint ihr, wird beginnen,
 Wenn vor dem Licht, das eifrig ihr entfachtet,
 Der Wahn, von dem die Welt jetzt noch umnachtet,
 Wie Nebel vor der Sonne wird zerrinnen?

„Weht einst der Freiheit Banner von den Zinnen,
 „Wird Jeder einst dem Andern gleich geachtet,
 „Dann flieht der Schmerz, in dem die Menschheit schmachtet,
 „Flieht alle Qual und alle Noth von hinnen.“

Vermeßt euch nicht zu viel! Ob, muthgeschwellt,
 Im Kampfe wider Pfaffen und Tyrannen,
 Ihr einst die letzte ihrer Burgen fällt:

Der Schmerz, er flieht darum doch nicht von dannen,
 Es wäre denn ihr könntet aus der Welt
 Der Leidenschaft Dämonen auch verbannen.

Verblendung.

Wer liebt noch Poesie in unsern Tagen?
Wer läßt sich noch von ihrer Macht bezwingen?
Doch, mag sein Wort auch ungehört verklingen,
Der Dichter hat nicht Grund, darob zu zagen!

Wenn er der Seele Jubel, ihre Klagen,
Gen Himmel sendet auf des Liebes Schwingen,
Fühlt er der Gottheit Hauch sein Herz durchbringen,
Und seinen Lohn hat er davongetragen.

Mein ganzes Mitleid gilt nur dem Geschlechte,
An dem verloren sind des Dichters Spenden,
Und dem der Stern erlosch der ird'schen Mächte!

Das, um sich nicht'gem Lande zuzuwenden,
Die heil'ge Quelle, die ihm Labung brächte,
Thöricht verschüttet mit den eig'nen Händen!

Gebotene Strenge.

Mild sei dein Spruch und Urtheil, wenn es gilt,
 Das Thun und Lassen Anderer zu richten,
 Denn frei ist unser Wille, ach! mit nichten,
 Wenn grimm empör die Fluth des Lebens schwillt.

Doch giebt's ein feiner Macht entrückt Gefühl,
 Ein sel'ges, wo kein Widerstreit der Pflichten,
 Kein Zwiespalt zwischen Herz und Welt zu schlichten,
 Und hier sei nur gerecht, nicht länger mild!

Es ist die Kunst. Wer sie nach Würden ehrt,
 Der Nachsicht wird und muß er sich entschlagen,
 Sieht er ihr heiliges Gesetz verfehrt.

Und will sich das Gemeine an sie wagen,
 Dann ziemt es ihm, mit seines Zornes Schwert
 Die Schächer aus dem Tempel zu verjagen.

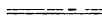
An einem Sarge.

Unsel'ger du! der Dichter sich genannt,
 Ohn' daß die heil'ge Flamme ihn durchdrungen!
 Für einen Traum, der trugvoll dich bezwungen
 Hast du dich von der Wirklichkeit gewandt!

Das Irrlicht, dem du hoffend nachgerannt,
 Zum Abgrund führte es, der dich verschlungen!
 Umsonst hast du gelebt, umsonst gesungen!
 Vom Loos des Dichters nur den Schmerz gekannt.

Sieh! jenen Kranz nach dem du Jahr' um Jahre
 So heiß gekämpft auf dornenvoller Bahn,
 Das Mitleid legt ihn jetzt auf deine Bahre!

Fern sei's von mir, daß ich die Spende rüge!
 Doch, wie dein Streben nur ein eitler Wahn,
 So folgt dir nun in's Grab auch eine Lüge.



Befcheid.

„Was einst so heiß, so stürmisch mich durchbebt,
 „Die Wonnen, die mich himmelan getragen,
 „Das Weh, das glüh'nde Wunden mir geschlagen,
 „Wie ferne sind sie meinem Geist entschwebt!“

„Und waren's Träume nur, die mich umwebt,
 „Dann hab' ich wohl ein bitt'res Recht zu fragen:
 „Wenn mir von meines Lebens Lust und Klagen
 „Nichts bleiben soll, wozu hab' ich gelebt?! —

Das fragst du noch? So wisse denn! das Walten
 Von Glück und Leid hat nur den Zweck, den einen,
 Des Menschen tiefste Kräfte zu entfalten.

Mag dir auch der entschwund'nen Tage Saat
 Verloren, ohn' Ertrag und Ernte scheinen:
 Du selbst bist deines Lebens Resultat!



Die Pflicht.

An einem Ideale halte fest,
 Wenn abgewelkt der andern Blütenranken!
 Es ist die Pflicht, die, selber ohne Wanken,
 Den, der ihr treu bleibt, nimmer sinken läßt.

Sie ist, gleich dem Gewande von Asbest,
 Ein sich'rer Schutz, wenn Flammen dich umschwanken,
 Beschwicht'gend Del im Sturme der Gedanken,
 Sie ist die Freiheit, — Sklaverei der Rest! —

D reiche Keinem deine Hand zum Bunde
 Der nicht in ihr, die ewig wahr und ächt,
 Das Höchste ehrt auf diesem Erdenrunde!

Wie jedes and're, so der Freundschaft Recht,
 Verleugnen wird's in der Versuchung Stunde
 Des flücht'gen Eindrucks willenloser Knecht.



Grenze.

Welang dir's, einen Freund dir zu erringen,
 Dann dulde nicht, daß eine Welt euch scheide!
 Ob blutig es in deine Seele schneide,
 Der Freundschaft sollst du jedes Opfer bringen!

Zu einem nur darf nimmer sie dich zwingen:
 Zum Bruche der dir selbst geschwor'nen Eide.
 Von keiner Liebe laß' und keinem Leide
 Ein Theilchen deines Ichs herunterbingen!

Ein heilig Pfand ward es dir übergeben.
 Vor jedem Eingriff mußt du es beschützen,
 Es höher halten als dein Glück, dein Leben!

Weh dir, wenn du in ihm ein Fremdes duldest!
 Ja selbst dem Freunde kannst du nicht mehr nützen,
 Brichst du die Treu', die du dir selber schuldest!

Treue.

Was macht so edel und so schön die Treue,
 Womit ein standhaft Herz die Welt bezwingt?
 Der dunkle Zug ist's, welcher es bedingt,
 Daß gern am Wechsel sich der Mensch erfreue,

Uns Alle lockt verführerisch das Neue.
 Nur Wen'ge giebt es, denen es gelingt,
 Vom Reiz, der schmeichelnd ihren Sinn umschlingt,
 Sich abzuwenden, ernst, mit frommer Scheue.

D'rum zürne nicht, und lerne es vergessen,
 Wenn dir ein schwach Gemüth die Treue bricht!
 Wer hieß dich, es nach höchstem Maße messen?

Doch fand'st du ein's vom echten Mark und Stamme,
 Dann neige dich vor seinem reinen Licht,
 Still, wie der Parze vor der heil'gen Flamme!

Bruch der Freundschaft.

Nessun maggior dolore.

Ob auch nur schwer, doch läßt es sich verwinden,
 Wenn Liebe ihren flücht'gen Schwur uns bricht.
 Wie sollten mit dem Lebensfrühling nicht
 Auch seine Düfte und sein Glanz verschwinden?

Ich weiß ein bänger, schmerzlicher Empfinden:
 Der Freundschaft, die einst uns'rer Seele Licht,
 Zu starren in das todt'ge Angesicht,
 Und wieder einsam sich im All zu finden.

Was sonst dein Herz an Freuden auch verlor,
 Verglichen mit so ungeheuern Wehe,
 Schnellst jedes andern Schale hoch empor!

Dort ward doch nur Vergänglich's zer'schlagen;
 Hier starb ein Göttliches, und schauernd sehe
 Ich die Vernichtung sich an Ew'ges wagen.



An Ivan Turgenieff.

In Ehrfurcht lass' mich diesen Gruß dir senden,
 Du großer Meister, dem die Macht gegeben,
 Den wirr verschlung'nen Knoten, Menschenleben,
 Zu lösen mit den sichern, weisen Händen!

Des Zufalls Mißgunst nicht, noch seine Spenden,
 Nein! nur der angebor'nen Kräfte Weben,
 Des eignen Willens unbezwinglich Streben,
 Sind unser Schicksal! Keiner kann es wenden.

Das ist der Bann, von dem wir festgehalten,
 Die Haft, der nun und nimmer wir entrinnen,
 Was wir versuchen mögen und beginnen!

Du aber bist der Dolmetsch der Gewalten,
 Die in dem dunkeln Menschenherzen schalten,
 Und, parzengleich, den Schicksalsfaden spinnen!

Die unbekanntten Freunde.

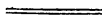
An Fürstin Caroline Wittgenstein.

Der Dichter wandelt einsam durch das Leben!
 So ist es und so war's zu allen Zeiten.
 Entfagung nur darf ihm zur Seite schreiten,
 Wenn holde Bande sich um And're weben!

Doch ein Ersatz ist ihm dafür gegeben:
 Daß Herzen ihm, in unbekanntten Weiten,
 Entgegen schlagen und wie Harfensaiten
 Vom Hauche seiner Lieder sanft erbeben.

Und wurden solche Freunde dir zu Theil,
 Betrachte sie als höchste Schicksalspenden,
 Die für kein flücht'ges Gut der Erde feil!

Zweifach gesegnet ist, der sie gewann!
 Denn in dem stillen Gruß, den sie ihm senden,
 Fängt auch bereits die Nachwelt für ihn an!



Unsere Zeit.

Die Schaar der Frommen hör' ich seufzen, Klagen,
Daß von dem Sturm, der jetzt die Welt erschütteret,
In Schutt und Trümmer Christi Reich zersplittert,
Mit allem Segen, den es je getragen.

Mir aber scheint es höher nur zu ragen,
Seit es, von Dogmen länger nicht umgittert,
Als Stral der Liebe durch die Seelen zittert,
Wie nie zuvor in den vergang'nen Tagen.

Sagt an! wann griff das fremde Leid so hart,
So drängend an die Herzen der Beglückten,
Wie in der vielgeschmähten Gegenwart?

Im ächten Sinne christlich ist die Zeit,
Die ihre Kraft dem Schutz der Unterdrückten,
Dem Dienst der Armen und Verlass'nen weihet!

An die Natur.

Es pfl eget die gedankenlose Gilde,
Zum Jubel stets bereit wie zum Verzagen,
Setzt kalter Grausamkeit dich anzulagen,
Und wieder dann zu preisen deine Milde.

Sie messen dich nach ihrem eig'nen Bilde,
Und können sich des Wahnes nicht entschlagen,
Daß Lieb' und Haß, wie sie im Herzen tragen,
Bald segne, bald verwüste ihr Gefilde.

O Thorheit, Strenge, Huld dir anzudichten!
Du kennst nur der Nothwendigkeit Gesetz,
Und bleibst ihm treu beim Schaffen und Vernichten.

Ob Heil, ob Fluch in deines Mantels Falten
Sich berge, Ewige! mir bist du stets,
Was einst das Fatum war den frommen Alten.

Zweites Buch.
Erzählende Gedichte.

Aus dem Gasmud.

Das Werk der Schöpfung war vollbracht,
Es lobte der Gestirne Pracht
Den Herrn mit lichten Flammenzungen.
Besondert waren Fluth und Land,
Der blaue Aether ausgespannt,
Der Stoff von Gottes Hauch durchdrungen.

Die Vögel schwirrten in der Höh',
Von Fischen wimmelte die See,
Der Wald von Thieren aller Arten,
Und, selber noch ein Räthsel sich,
Im halben Traume noch, durchstrich
Der erste Mensch den Edensgarten.

Die Kreaturen sonder Zahl,
Wie fühlten sie den Lebensstral
So warm sich in ihr Blut ergießen!
Ein Wonnemeer schien ihrem Blick
Die Welt! das Dasein schon ein Glück,
Und jeder Pulsschlag froh Genießen!

Und nun begann der Herr die Frist,
 So jedem zugemessen ist,
 Den Wesen allen zu bestimmen,
 Feststellend, wann in ew'ger Nacht
 Der Funke, den er jetzt entfacht,
 Erlöschen solle und verglimmen.

Nach Thieren viel und mancherlei
 Kam auch der Esel an die Reih';
 Ihm wurden dreißig Jahr beschieden.
 Als so sein Urtheil war gefällt,
 Da bat er: „Sag, o Herr der Welt!
 Welch Loos harret meiner wohl hienieden?“

„Dein Loos,“ erklang des Schöpfers Wort,
 „Ist Müh' und Arbeit fort und fort,
 Der schmalen Kost nicht zu vergessen!“
 Voll Schrecken rief das arme Thier.
 „Für solch ein Dasein wären mir
 Der Jahre dreißig zugemessen?“

„Ist nicht die Hälfte schon genug?
 Nicht schon zu viel, dem der sie trug?
 Erlasse mir der andern Wehe!
 D kürz' ihn ab, den schweren Bann!“
 Erbarmend sah der Herr ihn an,
 Und nickte lächelnd: „Es geschehe!“

Setzt nahm den Hund der Schöpfer vor.

„Die Frist, die Jenem ich erkor,
Dir soll sie ungeschmälert werden!“

Allein, gewizigt sprach der Hund:

„O Herr! vor Allem thu' mir kund,
Was wird mein Schicksal sein auf Erden?“

„In Winterfrost und Sommerbrand
Zu liegen an der Kette Band,
Als Wächter bei des Menschen Schätzen.““

Da jammerte der Hund und schrie:

„Zu lang die Frist! O wolle sie
Herab doch auf die Hälfte setzen!“

Und wieder lächelte der Herr
Gewährung mild; dann wandte er
Sich, also sprechend zu dem Affen:

„Dir wend' ich dreißig Jahre zu.“

Der Affe bat: „Erst lasse du
Mich wissen, wozu ich erschaffen!““

„Das Loos, das dir zu eigen fiel,
Es ist, durch deiner Launen Spiel
Den Andern zum Gespött zu dienen.“

„Ein Fangball fremden Uebermuths
Durch dreißig Jahr'? Die Hälfte thut's!““
Der Affe sprach's mit Flehensmienen.

Auch ihm ward ein geneigtes Ohr.
 Jetzt aber trat der Mensch hervor,
 Daß ihm sein Spruch und Urtheil werde.
 Sie lauteten auf dreißig Jahr'.
 „„O Herr! so hat er, sag' mir klar,
 Was meiner harrt auf dieser Erde! ““

„Ihr Herr und König wirst du sein!
 Aus der Geschöpfe dunklen Reih'n
 Empor in stolzer Hoheit ragen!
 Was krecht und fleucht, was geht und schwimmt,
 Zu deinem Dienst ist es bestimmt,
 Und wehrlos wird dein Joch es tragen.“

„„Mein wäre solch ein herrlich Loos?!
 Doch kurze dreißig Jahre bloß
 Um durchzukosten seine Freuden?
 Ich sollte von des Daseins Glanz,
 Nur mir beschieden voll und ganz,
 Ach! schon nach drei Jahrzehnden scheiden? ““

„„Der du der Milde Urquell bist,
 Verläng're meines Lebens Frist!
 Brich mir nichts ab von deinem Segen!
 Was kostet dir's, die Jahre, so
 Du Jenen abnahmst, spendensfroh,
 Den meinen gnädig zuzulegen? ““

„Du weißt nicht, was du dir erfleht!
 Allein, wenn du darauf bestehst,
 Will ich den Wunsch dir nicht versagen.
 Die Jahre, welche diese hier
 Verschmähst, wohlan! sie seien dir
 Zu deinem Antheil zugeschlagen.“ —

Was sich an jenem Tag erfüllt,
 Ach! allzu deutlich nur enthüllt
 Es uns das menschliche Verhängniß!
 Dem Jugendglück, der Jugendlust
 Folgt Plage, folgt der Sorgen Wust,
 Zuletzt der Greiszeit Bedrängniß.

Nur bis zu dreißig Jahren ist
 Der Mensch er selbst; dann kommt die Frist,
 Die er gewann, sich zum Verderben!
 Zum Lastthier wird er, Tag und Nacht
 In harter Frohne, nur bedacht
 Auf Sammeln, Sparen und Erwerben.

Und wenn in solcher bitterm Haft
 Des Goldes er genug errafft,
 Selbst dann noch kommt er nicht zur Ruhe.
 Stets Arglist witternd und Verrath
 Bewacht als Hund er früh und spät
 Den Schatz in seiner Eisentruhe.

Das Alter naht, mit ihm der Gram.
 Der Sinn wird stumpf, der Wille lahm,
 Dem Murrkopf will nichts mehr gefallen.
 Die Neuzeit ärgert und verwirrt
 Ihn nur, und gleich dem Affen wird
 Ein Gegenstand des Spott's er Allen. —

Das ist des Lebens trüber Gang!
 Verdient er, daß der Mensch so bang
 Der Jahre volles Maß ersehne?
 Sein Unheil ist's, was er erfleht!
 O glücklich, wer von hinnen geht
 In seines Daseins voller Ebnen!

Kleopatra.

I.

Heiß brennt die Sonne im Zenith herunter,
 Der Palmen Wipfel stehen regungslos,
 Die Pyramiden schimmern bunt und bunter
 Im Bluthmeer, das sich über sie ergoß.
 Doch ein Asyl giebt's vor des Tages Schwüle,
 Wie noch kein Auge je ein hold'res sah;
 Dort ruht, in ihrer Gärten Schattenkühle,
 Egyptens Königin, Kleopatra.

Dem Bade ist sie eben erst entstiegen,
 Noch blüht in ihrem Haar der Wellen Thau,
 Nur leichte, duftige Gewänder schmiegen
 Sich sehrend um der Glieder edlen Bau.
 Wie flammt ihr Aug'! wie blüht die dunkle Wange!
 Wie scheint ihr ganzes Sein in Reiz getaucht!
 Sie ist's! des alten, gelben Nilstroms Schlange,
 Die Götterwonne und Verderben haucht!

Entfernt hat ihr Befehl die Dienerinnen,
 Sie ist allein, und weiß es selber kaum.
 Versunken in ein träumerisches Sinnen
 Gleicht sie der Sphynx am dunklen Wüstenfaum.

Die Schatten, die sich um ihr Antlitz breiten,
 Sie sprechen nicht von Sehnsucht nach Genuß,
 Von Trauer nicht um todt'ne Seligkeiten,
 Nein! nur von kaltem, finstern Ueberdruß.

Der Freuden Kranz wand sie um ihre Schläfe
 Bis abgewelkt der letzte Blüthentrieb!
 Den Kelch der Lust, sie leerte ihn zur Hefe,
 Bis ihr kein Wunsch und kein Verlangen blieb.
 Wie Tantalus am nie erreichten Quelle,
 Sieht sie die süße Labung sich verwehrt!
 Doch hoffnungsloser noch ist ihre Hölle,
 Denn Durst nach Durst ist es was sie verzehrt.

Nicht frommt es ihr, daß vor ihr ausgeschüttet
 Der Ueberfluß sein uner schöplich Horn!
 Ihr Herz, in seinem tiefsten Grund zerrüttet,
 Spürt nicht der Rosen Duft noch ihren Dorn.
 Im finstern, gegen sich gekehrten Grimme
 Die Hand gepreßt an dieß erstorb'ne Herz,
 Stöhnt sie mit leiser, halberstickter Stimme:
 „Nur ein Entzücken noch, und einen Schmerz!

Und wie sich ihrem Mund dieß Wort entrungen,
 Sieht sie im Didicht zweier Augen Blitz.
 Wer ist der Frevler, der hier eingedrungen?
 Erzürnt springt sie empor von ihrem Sitz,

Ihr Angesicht umwölket finst're Strenge,
 Von ihren Lippen hallt ein lauter Schrei
 Und eilig stürzen durch die grünen Gänge
 Die Frauen und die Wachen schon herbei.

„Heran! um den Verweg'nen aufzusuchen,
 Dem das Gebüsch dort eine Zuflucht bot!“
 Dem Wink der Fürstin folgen die Eunuchen,
 Doch ihre Mühe thut hier nicht mehr Noth,
 Denn, eh noch ihre Blicke ihn erspähen,
 Tritt rasch und kühn der Schuldige hervor.
 „Hieher! zu mir! du sollst mir Rede stehen!“
 Des Jünglings Auge leuchtet hell empor.

„Welch Werk des Unheils wolltest du hier schaffen?
 „Hast du zum Mord die Schritte hergelenkt?“
 „„Du siehst ja, Fürstin! Daß ich ohne Waffen.““
 „So hast du toll dein Leben weggeschenkt?
 „Kennst du die Strafe nicht, bei der verboten
 „Hier einzubringen ohne mein Geheiß?
 „Du wagtest besser dich ins Reich der Todten!“
 Der Jüngling lächelt ruhig ernst: „„Ich weiß.““

„Ich seh', du bist so schweigsam wie vermessen!
 „Doch, was die Lippe nicht gestehen mag,
 „Die Martern werden es von dir erpressen.
 „Sie bringen Tiefverborg'nes an den Tag!“

„Das hoffe nicht! Mich wird die Qual nicht beugen.
 „Allein willst Klar du in mein Inn'res seh'n,
 „So gönne mir, o Fürstin! ohne Zeugen,
 „Minutenlang genüber dir zu steh'n.““

„Mir willst du dein Geheimniß anvertrauen?“
 Fragt, seltsam lächelnd, ihn Kleopatra,
 Die Schlange, schön und schrecklich anzuschauen.
 Von seinen Lippen tönt ein festes „„Ja!““
 „Es sei darum! Allein mich zu bethören,
 „Das wähne nimmer! Um ist deine Zeit!
 „Bringt ihn nach dem Palast! ich will ihn hören.
 „Der Fenster mache sich indeß bereit!“

II.

Die Sonne eilt nach Westen hin,
 Schon wird das Licht des Tages trüber;
 Im Saale steh'n sich gegenüber
 Der Jüngling und die Königin.
 Ein Dolch, wenn er zum Ziele sich
 Das Herz des Gegners auserkoren,
 Will Auge sich in Auge bohren, —
 Gebietend mahnt die Fürstin: „Sprich!“

„„Wer hätte je mir prophezeit,
 „„Daß du mit deinem eigenen Munde
 „„Verlangen werdest nach der Kunde
 „„Von meiner Seele Lust und Leid?!”
 „„„Gefegnet sei die Stunde mir,
 „„„Ob sie auch meine Sterbestunde,
 „„„In der ich meines Herzens Wunde,
 „„„Enthüllen darf vor dir! vor dir!“

„„Es stockte meiner Pulse Schlag,
 „„Als du, der selbst die Götter dienen,
 „„Zum erstenmale mir erschienen.
 „„Ich liebe dich seit jenem Tag!
 „„Die Welt hätt' ich wie nicht'gen Land
 „„Für deinen Anblick hingegeben!
 „„Ich hatte nichts als nur mein Leben,
 „„Und warf es in den Opferbrand.

„„Du weißt nunmehr, warum mein Schritt
 „„Den Weg sich zu der Stätte bahnte,
 „„Wo ich der Sel'gen Wonnen ahnte,
 „„Die Qualen der Verdammten litt.
 „„O süßer Raub, der mir nicht feil
 „„Für abertausende von Tagen!
 „„Jetzt mag die letzte Stunde schlagen,
 „„Und fallen mag des Henters Beil!““

Der Jüngling schweigt; doch was er sprach,
 Aus todter Kohle schlug es Funken!
 Die Fürstin steht in sich versunken,
 Als sänn' sie einem Räthsel nach.
 Jetzt kehrt das schöne Angesicht
 Sie langsam zu dem Todgeweihten:
 „Dein Loos sollst du dir selbst bereiten, —
 „Nach deinem Blute dürst' ich nicht!

„Mein! wählen magst du unbeschränkt!
 „Gelobst du mir mit heil'gen Eiden
 „Mein Antlitz fürderhin zu meiden,
 „So sei das Leben dir geschenkt.
 „Doch wenn so heiß dein Lieben loht,
 „Daß es nur mit dir selbst kann enden,
 „Empfange dann aus meinen Händen
 „Der Wonnen Fülle und — den Tod!“

„„Was höhntst du mein gequältes Herz?
 „„Nicht lange mehr hat es zu pochen!
 „„O Königin! was du gesprochen,
 „„Es war ein frevelhafter Scherz!““
 „Ich scherzte nicht. Was ich dir bot,
 „Ich biet' es dir zum zweitenmale,
 „Noch schwankt in deiner Hand die Schale —
 „Wähl' zwischen Leben oder Tod!“

„„O dann! was ist des Lebens Schein
 „„Mir länger? was des Todes Grauen?
 „„Mein Leben ist nur dich zu schauen,
 „„Mein Tod ist nur dir fern zu sein!
 „„In deinem Kusse zu vergeh'n,
 „„Der mich so oft im Traum durchglühete, — —
 „„Gepriesen sei der Ew'gen Güte,
 „„Die solch ein Loos mir zugesteh'n!““

Durchlodert von der Sehnsucht Brand,
Hält er die Reizgestalt umfangen.
Wie flammen plötzlich ihre Wangen!
Wie zuckt und zittert ihre Hand!
Sie stammelt, zwischen Lust und Pein
Getheilt: „Es ist dir nicht verborgen,
Daß du“ — „Gewiß! Ich gehe morgen,
Ein Gott, zu allen Göttern ein!““

III.

Goldene Sterne im Aether, dem reinen,
 Seid ihr von doppeltem Glanz nicht verschönt?
 Ob der Gesang in den blühenden Hainen
 Heute nicht doppelt so schmelzend ertönt?
 Himmel und Erde, sie wechseln und tauschen
 Heimliche Grüße voll holder Gewähr!
 Hin durch die Nacht mit melodischem Rauschen
 Woget der Luft unergründliches Meer!

Schwellend Gefluthe von Düften und Tönen!
 Trunknen Genusses eleusisches Fest!
 Klage voll Jubellaut! wonnevoll Stöhnen,
 Von der Entzückungen Taumel erpreßt!
 Seufzer, die glühend in Seufzer verschwammen,
 Blicke, von seligen Thränen verklärt,
 Lobert empor in vereinigten Flammen,
 Bis ihr im eigenen Brand euch verzehrt!

Thoren, die fragen und klügeln und sorgen,
 Was die verschleierte Zukunft wohl webt!
 Tage dir nimmer und nimmer ein Morgen,
 Wenn dich das Heut zu den Göttern erhebt!

Mag doch die Zukunft die Blumen entblättern,
Sogst ihren Duft du, den köstlichen, ein!
Mag sie den Becher im Grimme zerschmettern,
War nur fein perlender Inhalt erst dein!

IV.

Hell tritt der Morgen aus des Ostens Thor,
 Schon ist der Dämm'ring Nebelflor zerrissen.
 Kleopatra erwacht, — sie fährt empor
 Von ihres Lagers weichen Purpurkissen.
 Aus ihren heißen Wangen flieht das Blut,
 Denn wie verzaubert muß ihr Auge hangen
 An Hiram, der, von holdem Traum umfangen,
 An ihrer Seite sanft und lächelnd ruht.

Des eig'nen Wollens sich nicht mehr bewußt,
 Sich selbst entlüßt, starrt sie auf ihn hernieder.
 Es wendet sich das Herz in ihrer Brust,
 Ein kalter Schauer fliegt durch ihre Glieder.
 Wenn auch Kleopatra, sie ist ein Weib!
 Es zagt ihr Herz, ihr Sinn beginnt zu wanken.
 Soll sie zerbrechen dieses Lebens Schranken?
 Dem Staub vereinen diesen Götterleib?—

Sie sinnt, erwägt,—ein menschliches Geschick
 Wie die verhüllte Parze überdenkend, —
 Und düster, immer düst'rer wird ihr Blick,
 Zurück sich in vergang'ne Tage senkend.

„Was folgt der Wonnen allzu flücht'gem Gruß
„So sicher wie dem Körper folgt sein Schatten?
„Es ist der Übersättigung Ermatten,
„Der öde, finst're, dumpfe Ueberdruß!

„Und solchem Loos ging'st du entgegen? Nein!
„Den Tropfen Gift, in diesem Ring enthalten,
„Ich stöß' ihn dir in deinem Schummer ein!
„Dein Herz soll lieber brechen als erkalten.
„Ich tödte dich! doch wenn du tobt, dann laß,
„Mit Thränen mich benetzen deine Leiche!
„Stirb als Gesegneter! dein Schicksal gleiche
„Dem Schicksal nicht Kleopatra's!“ —

Ein Bann.

An Alfred Tennyson, den Dichter der „Lady of Shalott.“

In jenem Lieb, dem wundersamen,
 Das süß von deiner Lippe floß,
 Enthüllst du, in des Märchens Rahmen,
 Des Dichters glanzvoll traurig Loos.

Mag Andern das Symbol genügen,
 In seiner bunt phantast'schen Pracht!
 Mir dämmert aus den holden Zügen
 Ein Geist, der mich erzittern macht.

Der Geist, der, ob ich mir's verhehle,
 Auch mich vom warmen Leben schied,
 Und schmerzlich tönt aus meiner Seele
 Ein Wiederhall von deinem Lieb!

Aus des Stromes grüner Fläche hebt
 Sich ein Eiland, träumerisch und eigen.
 Nur der Vögel muntres Lieb belebt,
 Nur des Windes Hauch das tiefe Schweigen.

Unnahbar, geheimnißvoll umflort,
 Fern und fremd dem lauten Menschentrosse,
 Weilt des Eilands schöne Herrin dort,
 Einsam, einsam stets! in ihrem Schlosse.

Bis des Tages letzter Stral verfliegt,
 Sitzt und schafft sie an dem Webestuhle;
 Ohne Ruh' und Raht das Schifflin fliegt,
 Emsiglich verbraucht sie Spuhl' um Spuhle.
 Dülster blickt sie jetzt, dann wird der Schein
 Ihrer Augen wieder lichter, milder,
 Und dem bunten Teppich wirkt sie ein
 Tausend heit're, tausend trübe Bilder.

Bilder aus dem blüh'nden Erdenland,
 Bilder einer Welt, die ihr verschlossen,
 Tiefsten Jammers, den sie nie empfand,
 Höchster Wonnen, die sie nie genossen!
 Zu der Arbeit still hinabgeneigt
 Schildert sie, in heller Farben Prangen,
 Nur was ihr der Zauberspiegel zeigt,
 Der ihr gegenüber aufgehangen.

Denn in seinen starken Banden hält
 Sie ein Bann, den nichts vermag zu trennen:
 „Statt des Glückes und des Leid's der Welt
 „Werde dir nur einzig das Erkennen.

„Stille Schatten seien dein Geleit,
 „Und ein Traum das Leben, das du lebest!
 „Abgelöst sei von der Wirklichkeit,
 „Daß du, freien Sinns, sie wiedergebest!“

So ergieng an sie ein Geisterruf,
 Und wie Nebel sank es um sie nieder.
 Her vom Ufer schallet Rosseshuf,
 Klagen Seufzer, tönen frohe Lieder!
 Aber eine Grenze, streng und scharf,
 Trennt sie von den irdischen Geschieden,
 Und nur in dem mag'schen Spiegel darf
 Sie des Lebens wechselnd Bild erblicken.

Was vorüberzieht am grünen Strand
 Läßt sein Zauberschimmer sie gewahren:
 Ritter jetzt im rauhen Stahlgewand,
 Hirten dann, dann fromme Pilgerschaaren;
 Auf dem weißen Zelter, hoch und schlank,
 Schöne Frauen, Lil'jen zu vergleichen,
 Und daneben, mild und bleich und krank,
 Bettler, die an ihrer Krücke schleichen;

Krämer hier, nur vom Gewinn gelenkt,
 Kinder dort mit blondem Lockenhaare,
 Liebende, still in ihr Glück versenkt,
 Trauernde an einer Todtenbahre.

Und den langen, stets erneuten Zug
 All der rasch verschwindenden Gestalten
 Weiß auf dem Gewebe sie im Flug
 Für die fernsten Zeiten festzuhalten.

Da geschieht es wohl, daß ihre Haft
 Himmlisch süße Tröstungen verklären,
 Daß sie, im Gefühle ihrer Kraft,
 Nichts zu missen glaubt noch zu entbehren.
 Ob auch, von dem blüh'nden Sein getrennt
 Einsamkeit ihr Loos und dunkle Stille,
 Ward ihr Eins, das Höchste! doch gegönnt:
 Nachzubilden allen Lebens Fülle!

Aber andre Stunden kommen auch,
 Stunden ohne Weihe, ohne Glauben,
 Die mit giftig kaltem Zweifelhauch
 Ihr die Lust am eig'nen Werke rauben;
 Nermlich dünkt sie dann des Schaffens Preis,
 Ihre tiefste Seele will ermatten,
 Und ihr banger Seufzer stöhnet leif':
 „Schatten! Schatten! ewig nichts als Schatten!“ — —

Von den Höhen wallt's wie Dpferrauch,
In den Zweigen flüstern Abendwinde,
Düfte fluthen, und ein fremder Hauch,
Weht sie an so linde, o wie linde!
Nach dem Zauberspiegel an der Wand
Hält sie sinnend still den Blick gewendet,
Aber plötzlich zuckt sie mit der Hand
Nach den Augen, wie von Glanz geblendet.

Reich umlichtet von dem Abendroth,
Und gefolgt von kampferprobten Schaaren,
Reitet längs des Ufers Lancelot,
Beim Geschmetter fröhlicher Fanfaren.
Er, die Blüthe aller Ritterschaft,
Er, der herrlichste von Arthur's Helden,
Höchstes Bild der Schönheit und der Kraft,
Dessen Ruhm der Varden Lieder melden!

Und, entlobernd in unsel'ger Gluth,
Denkt sie nicht mehr, daß ihr Loos Entsagen!
Heiß und stürmisch fühlet sie das Blut
Durch die Adern nach dem Herzen jagen!
Sie vergißt, daß es ihr nicht erlaubt,
Jemals die Erscheinung selbst zu schauen,
Fingerissen wendet sie das Haupt, — —
Da durchrieselt sie ein tödtlich Grauen!

Denn, berührt von unsichtbarer Macht,
Fällt der Spiegel und zerklirrt in Scherben!
Der Gewebe frühlingshaitre Pracht
Sieht sie schnell zu Moder sich entfärben.
Marmorbleich, im Auge kalten Glast,
Ahnet sie den Fluch, dem sie verfallen;
Fort, von hinnen, drängt es sie mit Hast,
Und sie schreitet aus den öden Hallen,

Nieder steigt sie zu dem grünen Strand;
Menschenleer und einsam ist die Stätte.
Näher tritt sie an des Flusses Rand,
Einen Nachen löst sie von der Kette,
Und sie ruft: Ich komme, Lancelot! —
Von des Mondes bleichem Stral umschwommen,
Sanft geschaukelt von dem schwanken Boot,
Schiffet sie des Wegs, den er genommen.

Blumen, wunderbar und silberlicht,
 Sieht sie auf dem Wasserspiegel schwanen,
 Und sie pflückt sie; seltsam lächelnd slicht
 Sie ins dunkle Haar die blüh'nden Ranken.
 Nieder blickt sie in der Wellen Schooß,
 Aufwärts dann, wo hell die Sterne schreiten!
 Mit verschränkten Armen, regungslos,
 Läßt den Rachen sie stromabwärts gleiten.

Camelot, die hohe Königsstadt,
 Arthur's Sitz erschallt von trüben Kunden:
 Frühe in der Morgendämm'ung hat
 Eine Leiche man am Strand gefunden,
 Schön bekränzt, geschmückt wie zum Fest,
 Holder als ein Weib in diesen Tagen,
 Und nicht fern von ihr den Trümmerrest
 Eines Rachens, der sie hergetragen.

Lancelot auch kommt des Weges her
 Und er spricht mit frommen Mitleids Schauern:
 „Wie so schön sie war! Ach! und wie sehr
 Mag der, den sie liebte, sie betrauern!

Wolle Gott nach all dem ird'schen Streit
In das Reich des Friedens sie geleiten!"
Spricht's und geht, denn schon ist's hohe Zeit,
Mit Ginevra auf die Jagd zu reiten.

Der Galisman.

Die zehnte Stunde hallt vom Thurm
 In dumpfen, langgezog'nen Schlägen;
 Den Wald durchschnaubt der wilde Sturm,
 In kalten Glüssen strömt der Regen.
 Gott schütze den, der diese Nacht
 Auf banger Irrefahrt durchwacht
 Anstatt sein Haupt zur Ruh' zu legen!

Da, horch! was ist's? was regt sich dort,
 Wo Debe mit der Nacht im Bunde?
 Ein Schatten gleitet dämm'rig fort
 Es knistert in dem Waldesgrunde,
 Jetzt huscht es hin auf steiler Föh',
 So scheu, so flüchtig wie ein Reh,
 Wenn hinter ihm die grimmen Hunde.

Ein Mädchen bahnt sich hier den Weg,
 Trotz bietend all dem nächt'gen Graufe.
 Nicht schrecket sie der Schwindelsteg,
 Des Gießbachs donnerndes Gebrause,
 Der Sturm, der durch die Klüfte streicht!
 Nun endlich ist ihr Ziel erreicht,
 Sie pocht an Fatme's dunkle Klause.

Einlaß gewährend öffnet sich
 Die Thür der schwacherhellten Halle.
 Geräthe, seltsam, schauerlich,
 Bedecken rings die Wände alle.
 Es zeigt der Ampel trüber Schein
 Den Todtenkopf, das Thiergebein,
 Den Wolfszahn und des Uhu's Kralle.

Aus jedem Winkel nickt und grüßt
 Ein Heer phantastischer Gestalten,
 Und in dem Kreise, wirr und wüßt,
 Sieht sie ein Weib geschäftig walten.
 Trotz Alter, Kummer, Mißgeschick
 Flammt aus des Weibes Aug' ein Blick
 Eindringend in der Seele Falten.

Sie wendet sich. Estrella's Herz
 Pocht angstvoll unter ihrer Schaub.
 Doch Jene ruft mit grellem Scherz:
 „Kein Wunder, d'ran ich jetzt nicht glaube!
 Was führt bei Regen, Nacht und Wind
 Zu mir das schöne Grafenkind?
 Ins Eulennest die weiße Taube?“

Mit leisem Ton beginnt die Maid:
 „„Mir ist ein selig Loos gefallen!
 Mit ihm, dem ich mein Herz geweiht,
 Soll morgen zum Altar ich wallen!
 Erreicht hab' ich der Wonne Höh!
 Doch hört ich oftmals: Schmerz und Weh,
 Sie droh'n den Erdenkindern allen!

„„Und diese Angst ist's, die zu dir
 Mich heimlich in der Nacht getrieben!
 Was frommt mir jede Lebenszier,
 Was frommt mir selbst Rodrigo's Lieben,
 Wenn ich mir zitternd sagen muß,
 Nur flüchtig sei des Glückes Gruß,
 Und könne wie ein Traum zerfliehen?!““

„Benütze denn die Gnadenfrist!
 Was soll ich sonst dir offenbaren?“
 „„D hör' mich! hör' mein Fleh'n! du bist
 In jeder Zauberkunst erfahren:
 So lehr' mich einen mächt'gen Bann,
 So gib mir einen Talisman,
 Mein Glück auf ewig mir zu wahren!““

Es glüht ihr schönes Angesicht,
 Zur Bitte faltet sie die Hände,
 Der feuchte Glanz des Auges spricht:
 Gewähre mir die Wunderspende!
 Ein Lächeln spielt um Fatme's Mund,
 Mit Wehmuth und mit Spott im Bund:
 „Du willst ein Glück, das nimmer ende?“

„In dieser stets bewegten Welt,
 Wo, gleich der Fluth im Meereschoße,
 Des Schicksals Woge steigt und fällt,
 Suchst du das ewig Wandellose?
 Viel ist's, was du begehrt! — Wohlan!
 Empfange hier den Talisman
 Aus meiner Hand, du junge Rose!

Gering an Werth scheint er dir wohl,
 Doch muß selbst der Demant ihm weichen!
 Es grub in diesen Karneol
 Ein Magier geheime Zeichen.
 Der Sterbliche, der ihn besitzt,
 Ist vor des Unglücks Macht geschützt,
 Und nimmer wird sein Stern erbleichen!

„Dein ist er! wenn nun Dornen auch
 Sich scheinbar um dein Leben winden,
 Du weißt: wie Dunst und Nebelhauch
 Wird jede Trübnung bald verschwinden!
 Obstiegen wirst du jedem Feind,
 Und was dir schon verloren scheint,
 Du wirst es schöner wiederfinden!

„An deiner Brust verbirg den Stein!
 Kein fremdes Auge darf ihn sehen!
 Er labe deinen Blick allein,
 Sonst ist's um seine Kraft geschehen.“
 „„Hab' Dank! hab' Dank! Nimm hier dieß Gold
 Es ist ein allzu armer Sold
 Für meines Glückes Fortbestehen!““

Sie eilet heim. Des Morgens Licht
 Stralt ihres Lebens schönstem Feste.
 Mit treubeforgter Liebe spricht
 Das Mutterherz, das angstgepreßte:
 „Welch Loos wird meinem Kind zu Theil?“
 „„D zittre nimmer für mein Heil!
 Mein Glück ist eine sich're Beste!““

Es gleitet Jahr auf Jahr dahin,
 Dem Heute gleicht nicht stets das Morgen,
 Doch heiter bleibt Estrellas Sinn, —
 Was hätte sie auch zu besorgen?
 Wenn rauh und ungleich ihre Bahn,
 Da blickt sie auf den Talisman,
 Und fröhlich fühlt sie sich geborgen.

Wohl ist's ein großer, heißer Schmerz,
 Der sie im Innersten durchschüttert,
 Als, wandelhaft, Rodrigos Herz
 Von neuer Liebe Hauch erzittert!
 Allein ihr muthig Hoffen spricht:
 „Ob auch der Sturm manch Zweiglein bricht,
 Den Stamm läßt er doch unzersplittert.“

Und also kam's. Er, der, bethört,
 Ein eitles Wahngelbde umschlungen,
 Zurück in ihre Arme kehrt
 Er bald, von ihrem Werth bezwungen.
 Nicht Groll und Harm, nicht Kampf und Mith',
 Nein! Hoffnung war die Waffe, die
 Ihr diesen werthen Sieg errungen. —

Von Feinden, Neidern rings umstellt,
 Erliegt Rodrigo ihrer Tücke;
 Im Kerker schmachten muß der Held,
 Damit sein Glanz die Gegner schmücke.
 Nicht wankt noch weicht Estrellas Muth!
 Sie schwöret ihm bei Christi Blut:
 „Ich baue dir die Rettungsbrücke!“

Mit starkem Herzen, festem Sinn,
 Mit Worten, kühn wie Flammenschwingen,
 Tritt vor des Königs Thron sie hin, —
 Sie weiß, mit ihr ist das Gelingen!
 Das stärkt, das kräftigt ihren Geist,
 Und ihre zarte Hand zerreißt
 Des Truges schlau gewob'ne Schlingen.

Nur einmal will die heitre Kraft,
 Der sichere Muth sich ihr entwinden:
 Ihr liebes Kind wird ihr entrafft,
 Im Grabe sieht sie es verschwinden!
 Doch sagte nicht die Zaub'rin einst:
 Was als verloren du beweinst,
 Du wirst es schöner wiederfinden?!

Aus Fatme's Mund sprach das Geschick!
 Wie dürfte sie zu zweifeln wagen?
 Und unter Thränen hebt ihr Blick
 Sich himmelan, es fliehet das Jagen.
 Von still geheimem Trost erhellt,
 Fühlt sie in einer höhern Welt
 Die Seele ahnend Wurzel schlagen.

So hat der mächt'ge Talisman
 Ihr Schicksal stets zum Heil gewendet!
 Jetzt tritt der Tod an sie heran,
 Er winkt, — sie stirbt! sie hat vollendet.
 Und von dem Antlitze, bleich und schmal,
 Ergießet sich ein Siegesstral,
 Der glorienhaft das Auge blendet.

Noch lag auf ihrer Brust der Ring.
„Was mag es zu bedeuten haben,
Das wirr und laus beschrieb'ne Ding?“
So fragten, die den Sarg umgaben.
Ein weiser Maure fand sich ein
Und sprach: „Es ist in diesen Stein
Das Wort nur **„Suverstift“** gegraben!

Ein Brautpaar.

Aus dem metallnen Munde
 Der Glocken tönt es laut:
 Es werden sich zur Stunde
 Zwei Herzen angetraut.
 Die Menge sieht mit Schmunzeln
 Sich nah'n das Hochzeitspaar,
 Den Bräutigam voll Runzeln,
 Die Braut mit grauem Haar.

Ein Flüstern geht im Kreise,
 Ein Spötteln, scharf und schrill:
 „Ein Thor, der unterm Eise
 Noch Rosen pflücken will!“
 „Die Liebe ist ein Falter,
 Der mit dem Frühling stirbt!
 Wie närrisch, wenn ein Alter
 Um ihre Freuden wirbt!“

„Man könnt' es ernster nehmen,
 Wirft Einer hüstelnd ein;
 Wie würde ich mich schämen,
 Im Alter noch zu frei'n!

Es zeigt, daß wir den Schimmer
 Der Wahrheit nicht erstrebt,
 Und daß in uns noch immer
 Der alte Adam lebt!"

Frau Käthe seufzt beklommen:
 „Es ist nicht wohlgethan!
 Wenn spät noch Kinder kommen,
 Was wird aus ihnen dann?“
 „Davor sind die geborgen,
 Versetzt ein alter Faun,
 Glaubt mir! dergleichen Sorgen
 Sind überflüssig, traun!“ —

Doch sie, um welche schäumend
 Des Spottes Welle schlägt,
 Sie stehen still und träumend,
 Im Innersten bewegt,
 Dem Zug sich überlassend,
 Der leise sie beschleicht,
 Beglückt, und doch kaum fassend,
 Daß sie ihr Ziel erreicht.

Auftaucht vor ihrem Blicke
 Die ferne Jugendzeit,
 Mit ihrem herben Glücke,
 Mit ihrem süßen Leid!

Ihr erstes Sichbegegnen
 Am lenzesgrünen Haag,
 Und ihre Lippen segnen
 Noch heut den fernen Tag!

In jugendlichem Prangen,
 Wie blühten da so hold
 Die jetzt erblaßten Wangen!
 Wie floß der Locken Gold!
 Blitzähnlich, wie vom Bogen
 Der Pfeil sich schnellst im Nu,
 So sehnsuchttrunken flogen
 Sich ihre Herzen zu!

O wie so gerne hätte
 Schon damals ihre Hand
 Die flücht'ge Rosenkette
 Erhöht zum Eheband!
 Doch anders war's beschloffen,—
 Der Weg zum Glück ist weit!
 Hinwelkte, ungenossen,
 Des Lebens gold'ne Zeit!

Wie heiß die Herzen schlugen,
 Wie stürmisch ihr Begehr,
 Am Fluch der Armuth trugen
 Sie Beide allzu schwer!

Nur knapp sich durchzuwinden
 Erlaubt so schmale Bahn,
 Doch, einen Hausstand gründen,
 Ach Gott! das ging nicht an!

Die Jahre kamen, gingen,
 Und jedes neue fand,
 Trotz Sehnen, Streben, Ringen,
 Das Paar im alten Stand:
 Beim Altentrost ihn schwitzend
 Und schreibend unverwandt,
 Sie an dem Nähtisch sitzend,
 Die Nadel in der Hand.

Da endlich ward in Hulden, —
 Sie dachten's selber kaum, —
 Belohnt ihr treues Dulden,
 Erfüllt ihr schönster Traum!
 „Glückauf, du meine Hanne!
 Mir ward ein Amt bescheert,
 Das neben seinem Manne
 Auch dessen Frau ernährt!“

Und freudeweinend sanken
 Sich beide an die Brust,
 Zum erstenmale tranken
 Sie volle, reine Lust!

Nicht lange mocht es währen
Bis Alles war bestellt,
Und jetzt ist sie in Ehren
Sein Weib vor Gott und Welt.

Im heil'gen Gnadenbronnen
Ward nun ihr Bund geweiht!
Doch mischt in ihre Wonnen
Sich ein geheimes Leid.
Verschwieg'ner Sorge Drücken
Stört ihres Herzens Ruh':
Den Andern zu beglücken
Traut Keines sich mehr zu!

Vom schweren Flug der Jahre
Die Blüthe abgestreift!
Die gold'nen Lockenhaare
Mit Silber jetzt bereift!
Im Aug', dem trüben, matten,
Verwischt die Flammenspur!
Sie fühlen sich als Schatten
Dess', was sie waren, nur!

Da, wie mit stiller Trauer
Ihr Auge sich erhebt,
O tiefer Wonneshauer
Der plötzlich sie durchbebt!

O Wunder, das die Tücke
Der Jahre selbst bezwingt:
In des Geliebten Blicke
Sieht Jedes sich verjüngt!

Dem mit verklärtem Schimmer
Spricht dieser stumme Blick:
Du bist und bleibst mir immer,
Des Lebens Ziel und Glück!
Sie reichen sich die Hände,
Die fahle Wange blüht,
Ein Frühling ohne Ende
Durchduftet ihr Gemüth! —

Mit Segen auf der Lippe
Blick' ich dem Paare nach,
Das sich vom Dornestrüppe
Die schönste Rose brach!
Die nimmer von sich ließen,
O mögen sie noch lang
Den werthen Lohn genießen,
Den ihre Treu errang!

Rabbi Löw.

Im alten, königlichen Prag
 Wahrt Rabbi Löw die heil'ge Lehre;
 Er schafft und wirket Tag für Tag
 In Gottes Dienst, zu Gottes Ehre.
 Ganz Israel erfüllt sein Ruhm,
 Es strömen von den fernsten Orten
 Ihm Schüler zu, und lauschen stumm
 Des vielverehrten Meisters Worten.

Der große Rabbi heißt er nur,
 Denn die verborgensten Gesichte,
 Die tiefsten Räthsel der Natur,
 Erschlossen sind sie seinem Blicke.
 Ein Abglanz höhern Licht's erhellt
 Das Aug', das diesem Blick begegnet!
 So geht der Fromme durch die Welt,
 Von ihr bewundert und gefegnet. —

Schon ist es nah' an Mitternacht,
 Von Schlummers Arm die Erd' umfassen.
 Der Rabbi auch, der lang gewacht,
 Zu Bett ist endlich er gegangen.

Doch, ob auf weichem Lager sich
 Die ruhedürft'gen Glieder strecken,
 Nicht Ruhe wird ihm! Ihn beschlich
 Ein Traum voll namenloser Schrecken.

Er träumt, im Tempel stehe er,
 Um ihn des Volkes dichte Menge;
 Es tönen, feierlich und hehr,
 Die uralte heiligen Gesänge
 Zum Lob des Herrn, der nach wie vor
 Die Seinen schirmt und geleitet.
 Da, plötzlich, öffnet sich ein Thor,
 Durch das der Todesengel schreitet.

O Graus von dem das Haar erbleicht!
 Er sieht ihn durch die Reihen gehen,
 Und Jeden, den sein Arm erreicht,
 Mit scharfem Schwerte niedermähen.
 Und grimmer würgt er je und je,
 Und Leichen häufet er auf Leichen!
 Die Bierden der Gemeinde, weh!
 Erliegen unter seinen Streichen.

Der Rabbi schaudert! Simon dort,
 Das lichte Vorbild jeder Tugend,
 Und hier, vom kalten Stahl durchbohrt,
 Chasid, sein Freund seit Weider Jugend!

Er sieht ob Hillel's Haupt das Schwert,
 Des liebsten seiner Schüler, gleißen —
 „Halt ein! halt ein!“ er ruft's und fährt
 Empor, — des Schlummers Bande reißen.

Vom Lager springt er auf, er wischt
 Den Schweiß sich von der bleichen Stirne.
 Wie Bluth des Wahnsinns tobt und zischt
 Es ihm im fiebernden Gehirne!
 Gepeitscht vom inneren Dran
 Schäumt feines Bluts empörte Woge!
 Im Fluge kleidet er sich an,
 Es treibt ihn nach der Synagoge.

Verunreint fühlt er sich vom Weh'n
 Der Geister, die, der Nacht entstiegen,
 Zu unsers Lagers Häupten steh'n
 Um uns im Schlummer zu besiegen.
 Abschütteln will er ihren Bann,
 Zerreißen ihrer Bosheit Schlingen!
 Doch nur an heil'ger Stätte kann
 Den dunklen Feind er niederringen.

Die Schlüssel zu dem Gotteshaus
 Sind seiner Obhut übergeben;
 Er nimmt sie aus dem Schrank heraus,
 Fort eilt er, fort, als gält's sein Leben.

Die Gassen öde! schneidend kalt
 Heult ihm der Wintersturm entgegen,
 Und von den Glockenthürmen hallt
 Es Mitternacht mit dumpfen Schlägen.

Hineilt er, keuchend, athemlos!
 Ein Gäßlein noch, — er ist zur Stelle!
 Den Schlüssel dreht er jetzt im Schloß,
 Sein Fuß betritt die heil'ge Schwelle!
 Da hemmt Entsetzen seinen Lauf,
 Denn durch die menschenleeren Hallen
 Sieht er, bis zu der Säulen Knauf,
 Ein Meer von Glanz und Lichtern wallen!

Und dort, dort auf des Priesters Sitz,
 Den Todesengel, finster dräuend,
 Das Schwert in seiner Rechten Blitz
 Um Blitz in wildem Schwung verstreuend!
 Und seine Linke hält ein Blatt,
 Auf dem die Namen Jener stehen,
 Die er, der grause Nimmersatt,
 Zum Opfer sich zunächst ersehen!

Der Rabbi sieht es. Länger nicht
 Läßt er den Schreck sein Herz bezwingen.
 Er betet: „Du, der Welten Licht,
 Dem Ein's das Wollen und Vollbringen,

Jehova! stärke meinen Geist!
 Laß gnädig mich das Unheil wenden!“
 Und zum Almémar stürzend, reißt
 Das Blatt er aus des Würzers Händen.

Gerettet! jauchzt's in ihm empor.
 Rasch wie des Himmels Blitze fahren,
 Stürmt er hinaus durch's off'ne Thor,
 Den köstlich theuern Raub zu wahren.
 Was Schneegestöber, Sturmgebraus!
 Nichts hemmet seines Laufes Schnelle!
 Beschwingten Schritt's eilt er nach Haus, —
 Gottlob! er tritt in seine Zelle.

„Dank dir, Allmächt'ger! dessen Hand
 Beschützend über mir gewaltet!“
 Neu facht er an der Ampel Brand,
 Mit spannungsvoller Hast entfaltet
 Das Blatt er, seines Kampfes Preis,
 Von Usrael mit Blut geschrieben;
 Er überfliegt's und stammelt leif':
 „D alle, alle meine Lieben!“

Dann aber richtet er sich auf,
 Von freud'gem Hochgefühl durchdrungen!
 Hat er im kühnen Siegeslauf
 Sie nicht dem Würger abgerungen?

Gewendet hat er das Gesicht,
 Das ihrem Haupt so nah' gewesen!
 Und er beginnt, mit frohem Blick,
 Die Rolle neuerdings zu lesen.

Doch sieh! da oben fehlt ein Stük!
 Ein Streifen, kaum von Daumens Breite,
 Blic in des Dämons Hand zurük.
 Der Rabbi schiebt das Blatt bei Seite,
 Und wieder fühlet er die Pein
 Der Sorge in sein Herz sich krallen.
 Er sinnt: wess' mag der Name sein,
 Borangesezt den andern allen?

Umsonst! umsonst ruft seinen Traum
 Er sich zurük, den wundersamen.
 Der Liste langgebehnter Raum
 Umfasset Aller, Aller Namen,
 Die dort, von Israël erreicht,
 Verblutet unter feinen Hieben.
 Der Rabbi athmet auf; vielleicht
 War jenes Streiflein unbeschrieben.

Wohl regt die Sorge sich noch leis',
 Doch als sechs Tage schon verstrichen,
 Dhn' daß in der Gemeinde Kreis
 Ein einzig Haupt im Tod erblicken,

Wie tief erfreut der Rabbi sich
An seiner kühnen That Gelingen!
Er betet: „Preis dem Herrn, der mich
Ermählt, den Würger zu bezwingen!“ —

Der Tage siebenter bricht an,
Mit winterlich gedämpftem Schimmer;
Er findet, einen stillen Mann,
Den Rabbi todt in seinem Zimmer.
Gestorben ist er in der Nacht!
Die Seinen steh'n gebeugt vom Grabe, —
Der Name, daß er nicht gedacht,
War Rabbi Löw's selbeigner Name.

Herr Adebar. *)

I.

Wo lebt noch so ein Freundespaar,
 Getreu in Herzenstiefen,
 Wie Benedikt von Adebar
 Und Nikolaus von Schlieffen?
 Ihr Seelenbund ist eine Saat
 Aus fernen Kindertagen;
 Im Licht der Jugend reisend, hat
 Sie edle Frucht getragen.

Und, wie in ihrem Kleid von Stahl
 Herschreitend vor den Reihen,
 Sieht man im festlich heitern Saal
 Sie immerdar zu Zweien.
 Vereint trifft sie der Morgenstral,
 Vereint der Abendsegen!
 Sie theilen Stube, Bett und Mahl
 Wie Brüder gerne pflegen. —

*) Die hier erzählte Begebenheit, die sich gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Pommern zutrug, ist der letzte Gerichtsfall, in dem des altgermanischen Gesetzes über das Wehrgeld Erwähnung geschieht.

Herr Massow freite seine Braut.
 Es schimmern hell die Kerzen,
 Musik ertönt, mit süßem Laut
 Bestridend Sinn' und Herzen.
 Es geht, von schöner Hand kredenzt,
 Der Becher in der Kunde, —
 O wie da jedes Auge glänzt!
 Besflügelt scheint die Stunde.

Herrn Adebear nur nimmt die Lust
 Des Festes nicht gefangen;
 Es preßt und drückt seine Brust
 Ein unerklärlich Bangen.
 Je lärmender der Jubel schallt,
 So trüber wird sein Sinnen.
 Es zieht ihn heimwärts mit Gewalt, —
 Still schleicht er von hinnen.

Sein Blut, von Weines Macht gewedt,
 Will stürmisch überschäumen.
 Aufs Lager schlummernd hingestreckt,
 Liegt er in schweren Träumen.
 Sie überschatten seinen Pfahl
 Mit dunkeln Eulenschwingen!
 Er wähnt, im dichten Kampfgewühl
 Mit einem Feind zu ringen.

Wie hebt des Schläfers Brust sich wild!
 Wie ballt sich seine Rechte!
 Auf seiner heißen Stirne schwillt
 Der Adern blau Geflechte.
 Es ächzt und stöhnt der starke Mann,
 Besiegt von Traumgewalten!
 Er fühlt sich wie von einem Bann
 Gelähmt und festgehalten.

Sein Arm gehorcht dem Willen nicht,
 Die Sinne ihm vergehen!
 Des Gegners Athem fühlt er dicht
 An seinem Antlitz wehen,
 Fühlt auf der Schulter seine Hand,
 Die Wehre sich entrisßen!
 Da sprengt der Zorn des Schlummers Band, —
 Er fährt empor vom Kissen.

Doch wirr hält noch des Traumes Dual
 Die Sinne ihm umbunkelt!
 Vom Nagel reißet er den Stahl,
 Der ihm zu Häupten funkelt.
 „Mit diesem Dolch kauf' ich mich frei!“
 Er ruft's mit wildem Grimme, —
 Ein Stoß, — ein Fall, — ein Schmerzenschrei, —
 Allmächt'ger! welche Stimme!

Entsetzen fliegt durch sein Gebein!
Es weicht des Wahnes Flimmer.
Durch's Erkerfenster fällt der Schein
Der Sterne in das Zimmer.
Ihm ist, als ob mit lautem Mund,
Sie „Mörder! Mörder!“ riefen!
Zu seinen Füßen, todeswund,
Liegt Nikolaus von Schlieffen.

II.

Von Kummer tief umnachtet,
 Fern jedem Trost der Welt,
 Im Thurmesgrunde schmachtet
 Herr Adebar, der Held.
 Er trüge keine Ketten,
 Sein Heil war ihm gewiß,
 Wenn er, um sich zu retten,
 Den wunden Freund verließ.

„Flieh! mahnte der beschwörend,
 „Entzieh' dich dem Gericht!“
 Doch Jener, nicht drauf hörend,
 Er wich und wankte nicht!
 Ihn hielten Schmerz und Treue
 Am Sterbelager fest,
 An seine Brust voll Reue
 Des Freundes Hand gepreßt!

Bis aus der Todeswunde
 Der letzte Tropfen schlich,
 Bis von dem bleichen Munde
 Der letzte Hauch entwich.

Den Staub nicht wollt' er lassen
Des, der sein Alles war!
So konnten sie ihn fassen,
Den Helden Adebear. —

Bereint hat sich erhoben
Der Schlieffen ganz Geschlecht!
Mit ungestümmem Loben
Verlangen sie ihr Recht.
Da, wo er ward erschlagen,
Er, der ihr Stolz und Licht,
Zu Colberg soll es tagen
Das strafende Gericht.

III.

Im Rathhaus sind besetzt die Gänge,
 Am Thore Wachen ausgestellt,
 Rings wogt des Volkes bunte Menge, —
 Der Urtheilspruch wird heut gefällt.
 Genüber steh'n sich vor den Schranken,
 Hier eine, dort die andre Schaar,
 Mit finster grollenden Gedanken
 Die Schlieffen und die Aebbar.

Der Angeklagte ist erschienen,
 Er trägt ein schwarzes Trauerkleid;
 Es spiegelt sich in seinen Mienen,
 In seinem Blick der Seele Leid.
 Ihn zu vertheid'gen wird dem Schwäher
 Des Schuld'gen vom Gericht erlaubt.
 Mit ernster Würde tritt er näher
 Hin zu der Schlieffen Stammeshaupt,

Und spricht: „Kein Mord ward hier begangen,
 „Kein Frevel wider die Natur!
 „Es sündigte kein böß Verlangen,
 „Der unheilvollste Zufall nur.

„Ein Thor, der hier an Rache dächte!
 „D'rum nehmt für den erschlag'nen Mann
 „Die Sühne nach dem alten Rechte,
 „Das Wehrgeld für den Todten an!“

Kurt Schlieffen drauf: „Dieß abzulehnen,
 „Ihr wißt es, steht dem Kläger frei.
 „Glaubt nicht, daß uns für Blut und Thränen
 „Ersatz ein Säckel Goldes sei!
 „Kein Wehrgeld stellet uns zufrieden!
 „Wir wollen unser volles Recht.
 „Ihr, denen hier die Macht beschieden,
 „Ihr Richter, hört mich! hört und sprecht!“ —

Der Weg des Ausgleichs ist verschlossen,
 Jetzt gilt nur das Gesetz allein.
 Es ward unschuldig Blut vergossen,
 Blut muß dafür die Sühne sein,
 Wie Moses schon im heil'gen Buche,
 Für Leben Leben streng begehrt!
 Die Richter einen sich im Spruche,
 Er lautet: Tod durch's Henkerschwert.

„Die Seele Gott, den Leib der Erde!“
 So tönt's im schauerlichen Chor.
 Da, mit hochmüthiger Geberde
 Tritt Kurt von Schlieffen rasch hervor.

„Nur nach dem Recht ging unser Streben!
 „Jetzt, da es laut uns zuerkannt,
 „Empfang' er sein verwirktes Leben
 „Als Gnadengabe uns'rer Hand!“

„„Die Gnade wolle Gott verdammen!““
 Ruft Adebar entkräftet aus,
 „„Sie brennte mich wie Hölleflammen,
 „„In mir entehrte sie mein Haus!
 „„Nein! lieber will ich, ohne Klage,
 „„Dem Herrn vertrauend, sterben geh'n,
 „„Als für jedweden meiner Tage
 „„In eines Menschen Schuldbuch steh'n!

„„Und nun genug! genug der Worte!
 „„Was sein muß, habe seinen Lauf!““
 Sie steh'n verflört; die dunkle Pforte
 Des Kerkers nimmt ihn wieder auf.
 Das Recht hat wider ihn entschieden
 Die Gnade wies er stolz zurück, —
 O keine, keine Macht hienieden
 Kann jetzt noch wenden sein Geschick!

IV.

Du milder Frühlingssonnenschein,
Wie goldig hell blickst du herein,
Durch's schwarze Eisengitter!
Den grünen Wiesenrund entlang
Stralst du auf seinem letzten Gang
Dem vielbeklagten Ritter.

Ganz Colberg hat sich aufgemacht,
Ihm auf dem Weg zur Todesnacht
Noch Ehre zu erzeigen!
Weithin ertönt der Glocken Klang,
Gebet und Seufzer hört man bang
Empor zum Himmel steigen.

Dem Kloster nähert sich die Schaar
Wo Kunigund von Adebar
Als Ordensobrin waltet.
Es öffnet sich das Gotteshaus
Und die Aebtissin tritt heraus,
Die Hände fromm gefaltet.

Sie spricht: „O liebster Bruder mein!
 „Wie groß ist dieser Trennung Pein!
 „Wie ist dieß Scheiden bitter!
 „Doch, ob es dich dem Tod vermält,
 „Das bess're Theil hast du erwählt, —
 „Du stirbst als Christ und Ritter!“

Auf seine Stirn segnend legt
 Sie ihre Hand; der Zug bewegt
 Sich fort im ernstestn Schweigen,
 Bis endlich er am Friedhof hält,
 Wo Kreuze, mahnend aufgestellt,
 Den Weg zum Himmel zeigen.

Denn nicht auf schönem Nichtplatz soll
 Dieß Leben, aller Tugend voll,
 Ans letzte Ziel gelangen!
 Das Urtheil aus der Richter Mund
 Entschied: Es soll geweihter Grund
 Den edlen Leib empfangen.

Im Innern fest und friedensklar,
 Den Blick voll Licht, nimmt Adbear
 Noch Abschied von den Seinen.
 „Und wenn ich werd' gestorben sein,
 „So denkt: es blieb die Ehre rein!
 „Ihr sollt um mich nicht weinen!

„Lebt wohl! leb wohl, du schöne Welt
Er kniet, — mit einem Streiche fällt
Sein Haupt der grause Schnitter!
Ein lauter Schrei die Luft durchhebt, —
Heil ihm! er starb, wie er gelebt
Ein Mann, ein Christ, ein Ritter!

Bilder aus der Vendée.

(Fragmente eines größeren, noch unvollendeten Gedichtes.)

La guerre de l'Ouest était
une guerre de géans.

NAPOLÉON.

I.

An die Kämpfer der Vendée.

Allmächtig lebt und webt der Geist,
 Des Hauch, ein göttlich Offenbaren,
 Durch Schmerzen, Kämpfe und Gefahren
 Die Menschheit vorwärts schreiten heißt,
 Gleichviel, auf welchem Schreckenspfad
 Sie ihrem lichten Ziele naht!
 Daß ihr mit ihm im Widerstreit,
 Der immer triumphiren muß,
 Das war der ernste Schicksalschluß,
 Der euch dem Untergang geweiht.
 Doch, wenn auch so verfehltem Streben
 Der unheilvolle Sieg nicht blieb,
 Werth im Gefange fortzuleben
 Ist die Begeißrung, die euch trieb!

Erlegend truget euer Theil
Ihr bei zum allgemeinen Heil!
Denn: will ein ewiges Gebot,
Daß rastlos sich die Welt erneue,
Das Beispiel heldenmüth'ger Treue
Thut ihr, fürwahr! nicht minder Noth!

II.

Der Aufstand.

Wed' liegt das Land, denn unbestellt
 Blieb Wiese, Flur und Ackerfeld.
 Der frühlingmilde Morgenwind
 Macht keine grünen Halme wogen;
 Die Dörfer stehen leer, es sind
 Die Männer in den Kampf gezogen. —
 Als von Paris die Kunde kam
 Des Endes, das der König nahm,
 Als man's versucht, dem Volk den Glauben,
 Den Seelen ihren Hort zu rauben,
 Da hat, im Theuersten verletzt,
 Sich die Vendée zur Wehr gesetzt.
 Cathelineau, der schlichte Mann,
 Aus seinen stillen Einsamkeiten
 Geriffen von dem Sturm der Zeiten
 Zerbrach zuerst den dumpfen Bann.
 Durchglüht von einem tiefen Schmerz,
 Verschmähte Trauer er und Klagen;
 Nach frischer That, nach kühnem Wagen
 Verlangte sein gewaltig Herz.

Zum Aufstand rief er, und in Haufen
 Kam Jung und Alt ihm zugelaufen,
 Denn durch sein Wort ward jede Brust
 Des eig'nen Dranges sich bewußt.
 Nach ihren Jagdgewehren griffen
 Sie raschen Muth's, nach Spieß und Speer,
 Die Beile wurden zugeschliffen,
 Der Knittel selber ward zur Wehr,
 Und, ungesäumt, in Feindesmitten,
 Ward zu des Plan's Vollzug geschritten.
 Die Schergen der verhaszten Macht,
 Die, vom Convent hieher gesandt,
 Dem Lande maßlos Weh gebracht,
 Schlug und vertrieb der Bauern Hand.
 Jetzt stand ein blut'ger Weg nur offen,
 Und Heil war nur vom Kampf zu hoffen!
 Drum that es Noth, für ihr Beginnen
 Erprobte Führer zu gewinnen,
 Die, schlachtenkundig und erfahren,
 Befehligen die wirren Schaaren.
 Die aufzufinden war nicht schwer!
 Auf allen Schloffern ringsumher,
 So weit des Himmels Wölbung blaut,
 Ringsum auf allen Adelsitzen
 Hat die Erhebung sich're Stützen,
 Mit Krieg und Waffenwerk vertraut.
 Es traten zum ersehnten Streite
 Die Herren auf der Bauern Seite,
 Wie, von der Lüfte Zug bewegt,

Ins Flammenmeer die Flamme schlägt!
 Ein großer Brüderbund erstand
 Zum Dienste der gemeinen Sache;
 Derselben Liebe starkes Band
 Derselbe heiße Durst nach Rache,
 Vereint Edelmann und Knecht.
 Einstehend für das alte Recht
 Sind Alle gleich bereit, ihr Leben
 Als Kaufpreis für den Sieg zu geben. —

Vertrauend auf ihr Waffenglied
 Entbeut ein Heer die Republik.
 Ein Heer von solcher Uebermacht,
 Daß es in einer offnen Schlacht
 Den Aufstand, wie er sich rüstete,
 Mit einem Schlag zermalmen müßte.
 Das wissen die Bänder auch,
 Vertheilt im waldigen Gebiet;
 Wie Truppen nicht, in Reih' und Glied,
 Sie kämpfen nach Guerillabrauch.
 In Schluchten, ihnen nur bekannt,
 Und in dem Schatten dichter Hecken
 Verborgen, zielen sie und strecken
 Die Blauen nieder auf den Sand.
 Ein Irrlicht, welches dort und hie
 Auftaucht, doch zu erreichen nie,

Verlocken sie den Feind mit List,
 Sein Heer in Haufen zu zersplittern,
 Und, wenn der Plan gelungen ist,
 Dann stürzen sie, gleich Ungewittern,
 Eh' noch die Gegner sich besonnen,
 Sich auf die einzelnen Colonnen. —

Von Tag zu Tag wächst ihre Schaar
 An Zahl und Stärke, immerdar
 Zum Marsch bereit, zum Angriff fertig,
 Des Ruf's der Führer stets gewärtig,
 So stürmisch und so kühn im Wagen,
 Wie fest und standhaft im Ertragen.
 Zu ihnen steht ihr Heimatland
 Mit vollem Herzen, off'ner Hand!
 Ein Jeder wirkt und sorgt und schafft
 Für sie, nach seiner Art und Kraft.
 Ob auch die Republik mit Lob
 Den Frauen selbst und Kindern droht,
 Die Beistand den Brigands zu leisten,
 Verweg'nen Sinnes, sich erdreisten,
 Das furchtbar nahe Strafgericht
 Schreckt die entbrannten Seelen nicht!
 Sie beten selbst noch unterm Beil
 Für ihrer Sache Sieg und Heil!

III.

Eoispräu.

Am zehnten des August verdarb
 Des Königthumes letzte Stütze!
 Die Krone wich der rothen Mütze
 Als vor dem Schloß die Garde starb.
 Paris hat keine Freistatt mehr
 Für Ludwigs Freunde und Vasallen;
 Die nicht von Henkershand gefallen,
 Entflohen über Land und Meer.

Und die der Mordstahl nicht gefällt,
 Die nach der Ferne nicht entkamen,
 Sie irren unter falschem Namen,
 Von Argwohn und Verrath umstellt.
 So auch der junge Offizier,
 Der, als in Staub die Lilien sanken,
 Des Pöbels blutbefleckten Pranken
 Entronnen durch ein Wunder schier.

Da tönet durch Paris die Mähr',
 Im Flug von Mund zu Mund getragen:
 „Im Aufruhr die Wendse! Geschlagen
 Von Bauernhorden unser Heer!“

Mit Hornessflüchen, wild und wüßt,
 Hat sie die Bergpartei vernommen;
 Ein Rettungstral, der neu erglommen,
 Ward von den Treuen sie begrüßt. —

Dicht drängt sich dort des Volkes Hauf'
 Wie vormal's zu Versailles Festen;
 Es brechen heute nach dem Westen
 Die neugeworb'nen Truppen auf.
 Trompetentöne, hell und froh,
 Besflügeln der Rekruten Schritte!
 Hinzieh'n sie, und in ihrer Mitte, —
 Ist's möglich? — Paul von Boispréau!

Er hier? Vergaß er seiner Pflicht?
 Hat er, in feiger Opferscheue,
 Gebrochen die beschwor'ne Treue?
 Beim Himmel, nein! das hat er nicht!
 Um sicher vor der Späher Blick,
 Nach der Vendée hin zu entkommen,
 Hat er, zum Schein nur, Dienst genommen
 Im Heer der grimmigen Republik.

„Vendée! o du mein Hoffnungstern!“
 So jauchzt er heimlich; seinem Sehnen
 Scheint endlos sich der Weg zu dehnen,
 Anstatt zu reiten, flög' er gern!

Ob auch sein keder Plan gelingt?
 Hoch über alle Raumeschranken,
 Wie flattern rastlos die Gedanken,
 Von seiner Ungebuld beschwingt!

Er träumt von Ueberfall und Schlacht,
 Sieht sich gegenüber jenen Horden,
 Die seine Freunde, Brüder morden,
 Die Gräuel sonder Zahl vollbracht!
 Und rascher pocht sein Herz! er sieht
 Den Thron in seinem frühern Glanze,
 Den König, — — „Du bist nicht beim Tanze!“
 Der Leut'nant schreit, „halt dich im Glied!“ —

Sie sind am Ziel. Wohl ist es Zeit,
 Denn schlimm steht's um der Blauen Sache!
 Santerre, von Wuth erfüllt und Rache,
 Ist endlich wieder kampfbereit.
 Er hört, daß der Rebellen Macht
 Man gestern bei Beaulieu gesehen, —
 Jetzt mag ein großer Schlag geschehen!
 Fort zieh'n sie, eh' der Tag erwacht.

Schon haben sie Beaulieu erreicht!
 Allein kein Gegner will sich zeigen.
 Das Licht nur spielet in den Zweigen
 Durch die der Westwind träumend streicht.

Im Sattel hebt sich Boispréau,
 Sein brennend Aug' durchfliegt die Klüfte, —
 Nichts! nichts als Buschwerk, Sträucher, Bäume!
 Er murmelt leif: Wo sind sie? wo?

Das hört sein härt'ger Nebenmann:
 „Meinst du, wo die Brigands wohl stecken?
 Kam'rad, du bist noch grün! Die Hecken,
 Die Gräben sieh' dir näher an!
 Dort liegen sie im hohen Gras,
 Den Finger an dem Schloß der Flinte!
 Wir Andern kennen schon die Finte!
 Was ist dir Freund? wirst ja ganz blaß!“

„'S ist nichts. Dort, sagst du? dort am Wald?
 Da gilt's doch nur ein frisches Wagen!
 Wie küßt mich's, sie zu verjagen
 Aus ihrem tück'schen Hinterhalt!
 Laß seh'n, ob sicher mein Geschloß!
 Ob sicher auch mein Fuß im Bügel!“
 Und plötzlich, mit verhängtem Bügel,
 Sprengt er auf eine Hecke los.

„Der König hoch! die Lilien hoch!“
 Er ruft's, hoch schwingt er seinen Degen!
 Ihm folgt ein dichter Kugelregen
 Und schlägt in manchen Baum ein Loch.

Beim höchsten Gott! die Jagd ist heiß!
„Der König hoch!“ schallt ihm's entgegen, —
Jetzt noch ein Sprung, tollkühn, verwegen,
Und Paul steht in der Freunde Kreis!

„Greift an! Die Füsilier vor!“
Doch kaum ist der Befehl gegeben,
Da tauchen aus den Hecken, Gräben
Bendóer allerwärts empor.
Im Nu steht sich Santerre umstellt!
Nach einem Kampf voll Blut und Leichen
Muß knirschend er dem Gegner weichen, —
Den Königlichen bleibt das Feld!

IV.

Henri de Karohejacquelein:

„Seht ihr, wenn wir im Kampf
Dem Feind gegenüber stehen,
Durch Staub und Pulverdampf
Mein weißes Banner wehen,
Dann folget mir!

„Seht ihr mich in dem Streit,
Zu dem mit Gnadenzeichen
Der Himmel uns geweiht,
Um Schritteslänge weichen,
Dann tödtet mich!

„Gott, der mein Fleh'n vernimmt,
Sei Schutz und Schild uns Allen!
Doch, ist es mir bestimmt
In seinem Dienst zu fallen,
Dann rächet mich!“

V.

Uebung in den drei christlichen Tugenden. *)

Ich glaube, daß die Kirch' allein
 Der Seelen hat zu walten,
 Daß nur in ihrem lichten Schrein
 Der Wahrheit Gut enthalten.
 Ich glaube, daß die Priester, die
 Sie an den Feind verrathen,
 Von Gott verworfen dort und hie
 Als schänd'ge Apostaten.
 Ich glaube, daß ein Sacrament,
 Von solcher Hand bescheeret,
 Wie Blut des Höllenspfuhles brennt,
 In Fluch den Segen kehret.
 Ich glaub', daß es ein heil'ger Krieg
 In dem wir jezo streiten,
 Und daß uns auf dem Weg zum Sieg
 Voran die Engel schreiten.

*) Das nachstehende Gedicht ist die sinngetreue Uebersetzung eines zu jener Zeit in der Vendée verbreiteten Volksliedes.

Ich hoffe, daß der Tag nicht fern,
 Der alles Unheil wendet!
 Der Tag, an dem die Hand des Herrn
 Das große Werk vollendet.
 Ich hoffe, daß das Königskind,
 Jetzt zu Paris gefangen,
 Die Krone bald zurückgewinnt,
 Die Frevler ihm entragen.
 Ich hoffe, daß der gute Hirt
 Der gläubigen Gemeinde,
 Uns nicht zu Schanden machen wird
 Vor seinem grimmen Feinde.
 Und wenn mein irdisch Theil verdirbt,
 Lebendig bleibt mein Hoffen!
 Denn, wer in diesem Kampfe stirbt,
 Dem steht der Himmel offen!

Ich liebe, wie mein eigen Blut,
 Des heil'gen Ludwig Erben,
 Die Prinzen, die mit treuem Muth
 Im Ausland für ihn werben!
 Ich lieb' die Herr'n, die, heldenhaft
 Mitfechtend in den Reihen,
 Nicht minder wie des Armes Kraft
 Der Einsicht Rath uns leihen!
 Ich liebe recht vom Herzensgrund,
 Ob ich sie nie gesehen,
 All Jene, die zu unserm Bund
 Mit ihren Wünschen stehen!

Dieß glaube, hoffe, liebe ich
In unsers Heilands Namen!
Herr Jesu Christ! erbarme dich
Des jungen Königs! Amen.

VI.

Bei Fontenay.

„Heut gilt es Alles einzusetzen!
 Zu fechten, kühner noch als je!
 Die Scharte gilt es auszuweizen
 Des Unglückstages von Tessé!
 Das Blut, das dort umsonst geflossen,
 Um Rache schreit's zum Himmel auf!
 Heran, ihr Freunde und Genossen!
 Nehmt heut die Stadt im Sturmeslauf!

„Mag immerhin von ihren Zinnen
 Die Tricolore trotzig weh'n!
 Und haup'ten tausend Teufel drinnen,
 Sie könnten nicht vor euch besteh'n!
 Ich weiß: des Sieges Engel winket
 Euch lächelnd zu, verheißungsfroh!
 Und was euch jetzt ein Wunder dünket,
 Gescheh'n wird's, denn Gott will's so!“

Voll Andacht lauscht das Volk den Worten,
 Die Agra's Bischof zu ihm spricht;
 Sie küssen seiner Stola Worten,
 Ihr Herz erglüht in Zuversicht!

Den Kelch des Opfers in den Händen,
 Ertheilt der Kirche Fürst und Sohn
 Dem Heere ihre Gnadenspenden,
 Den Trost der Absolution. —

Jetzt tritt Lescaur vor, von den Seinen
 Begrüßt mit einem Jubelschrei:
 „Schlimm steht's mit uns! man sollt' es meinen!
 Wir haben Pulver nicht noch Blei.
 Doch, daß mit Knütteln und mit Spießen
 Man Batterien nehmen kann,
 Das habt ihr selber mir bewiesen!
 Uns Wert denn, Kinder! drauf und dran!“

„Mir nach!“ — Mit Rauch und Knall und Blitze
 Kommt ihm entgegen Schuß auf Schuß!
 Die Kugeln streifen seine Mütze,
 Und reißen ihm den Sporn vom Fuß.
 „Laßt euch den Bettel nicht verdrießen!“
 Mit heller Stimme ruft's der Graf,
 „Seht nur, wie schlecht die Blauen schießen!
 „Nicht eine Kugel, die mich traf!“

Er sprengt voran auf seinem Schimmel,
 Bei der Kanonen Donnerkrach!
 Als ging's gerade in den Himmel,
 So drängen ihm die Bauern nach,

Doch plötzlich stocken ihre Schritte!
 Sie knien nieder zum Gebet
 Vor einem Kreuz, das in der Mitte
 Des Wegs am grünen Raine steht.

Dem Hagel trotzend der Geschosse,
 Weih'n sie ihm ihrer Andacht Zoll.
 Hinjagt auf schaumbedecktem Rosse
 Herr von Boissy: „Wie? seid ihr toll?
 Hört ihr den Ruf nicht der Trompeten?
 Die Schlacht beginnt! Was sicht euch an?“
 „„Lass'! ruft Lescurc, lass' sie erst beten!
 Es sicht sich um so besser dann!““

Noch ist das Amen nicht verklungen,
 Als schon ihr Feldgeschrei erschallt!
 Die Todeswaffen hoch geschwungen
 Geht's vorwärts, mit des Sturm's Gewalt!
 Bald lösen sich des Feindes Glieder,
 Die Reiterei nur steht im Feld;
 Im wilden Anprall wirft sie nieder
 Larochejacquelein, der Held!

Einzieh'n sie über Schutt und Trümmer
 In Fontenay, voll Siegeslust,
 In jedem Auge Freudenschimmer,
 Von Stolz gehoben jede Brust!

Doch er, ihr Leitstern in den Schlachten,
Still hebt den Blick er himmelan:
„Nicht wir sind's, welche dieß vollbrachten!
„Gott, der Allmächt'ge, hat's gethan!

VII.

Lied der Bauern.

Erst waren wir nur Banden,
 Die sich zusammenfanden
 Im Wald und auf der Höh'.
 Doch ändern sich die Loose!
 Wir sind nunmehr die große
 Katholische Armee!

Erst fehlt' es uns an Waffen!
 Doch, wie die zu beschaffen,
 Sich Keiner lang besann.
 Da mochte Ein's nur frommen:
 Dem Feind sie abgenommen
 Im Kampf Mann gegen Mann! —

Wenn draußen Schüsse knallen,
 Wird in den Kirchen allen
 Um Sieg für uns gefleht!
 Es feiet uns're Leiber
 Der Greise, Kinder, Weiber
 Inbrünstiges Gebet!

Und Führer, ohne Gleichen
 In aller Herren Reichen,
 Die wurden uns zu Theil!
 Wenn sie voran uns schreiten,
 Zur Lust wird dann das Streiten,
 Kein Weg dünkt uns zu steil!

Da steht in erster Reihe
 Herr von Bonchamp! die Weihe
 Des Ruhm's empfing er lang,
 Als er, noch jung an Jahren,
 Mit grimmig wilden Schaaren
 Im Morgenlande rang! *)

Ungläub'gem Heidenvolke
 War er die Wetterwolke,
 Daraus der Blitzstral bricht!
 Jetzt geht mit schlimmern Heiden,
 Die selbst vom Heil sich scheiden,
 Er strafend ins Gericht!

Ihm ist, der unserm Kreise
 Entspröß, der gute, weise
 Cathelineau gefellt.

*) Bonchamp diente in seiner Jugend mit Auszeichnung, unter
 Suffren, in Ostindien.

Als Bauernkind geboren,
Führt er, von Gott erkoren,
Setzt Heere in das Feld!

Des Amt's weiß er zu walten!
Weiß Jedem Treu' zu halten,
Der Schutz von ihm erhofft!
Mit seinem Leibe deckte,
Wenn unser Zorn sie schreckte,
Er die Gefang'nen oft! —

Wie Gold, erprobt im Feuer,
So werth ist uns, so theuer,
Lescure, der edle Graf!
Es schmerzet keine Wunde,
Hört man aus seinem Munde
Das Lob! „Ihr kämpftet brav!“

Sein Herz ist ohne Listen,
Das Herz des ächten Christen,
Dem Furcht und Sünde fremd.
Scharf seines Degens Schneide!
Doch unter seinem Kleide
Trägt er ein här'nes Hemd. —

Wer aber ist's, desß Nähe
Den Sieg verbürgt, noch ehe
Sein Arm ihn uns verlieh?

Wer ist's, für den das Leben
Wir Alle freudig gäben?
Es ist Monsieur Henri! *)

Mit feinen blonden Haaren,
Mit feinen zwanzig Jahren,
Scheint er noch halb ein Kind.
Doch seht sein Antlitz glühen,
Seht seine Augen sprühen,
Wenn das Gefecht beginnt!

Kein Kind, ein Mann und Ritter,
Schlägt zürnend er in Splitter
Die finstre Höllemacht!
Wer, der im Schlachtentosen
Ihn sah, hat nicht des großen
Sanct Michael gedacht?! —

Der Graf Montrey, an Treue
Und kühnem Muth ein Reue,
Der tapfre Herr d'Elbée,
Die Starken, die Gerechten,
Sind in des Unglücks Nächten
Die Sterne der Vendée!

*) So pflegten die Bauern den jungen Marquis de Rochejacquelein zu nennen.

Von manchen andern Helden
Wißt' ich wohl noch zu melden,
Doch sei's für heut genug!
Schon formen sich die Reihen,
„Macht fertig!“ hör' ich schreien, —
Nach Nantes geht unser Zug!

Andreas Baumkircher.

1471.

I.

Das also der Lohn für stete Treu,
Für Hilfe in Todesnöthen,
Daß, spottend jeglicher Scham und Scheu,
Mein Recht sie mit Füßen treten?
Dem Kaiser zu helfen, hab' ich mein Schloß,
All' meine Güter verpfändet,
Dem Kaiser, des schuft'ger Schreibertröß
Mich tödtlich beraubt und schändet!

Nachdem sie mich wie ein Wild gehezt,
Genarrt mich hüben und drüben,
Erklären sie meine Ford'ung jetzt,
Die Schurken! für übertrieben!

Zu Deutsch besagt dieser Worte Sinn,
 Ich habe den Kaiser betrogen,
 Aus seinem und des Landes Ruin
 Gewinn und Vortheil gezogen! |

„Als Ketter aus der höchsten Gefahr
 Begrüßt' er mich einst in Hulden;
 Jetzt läßt er mich mit ergrautem Haar
 Die schwerste Unbill erdulden!
 Verlustig deiner irdischen Hab',
 An deiner Ehre geschädigt,
 Baumkircher! lege dich nur ins Grab!
 Dein Tagewerk ist erledigt!“ —

Mit kaiserlichem Siegel den Brief
 Wirft er zerknüllt in die Ecke,
 Dann stöhnet er auf, so schwer, so tief,
 Und starret empor zur Decke.
 Es fliegt sein Herz, es fiebert sein Hirn
 Von finst'rer Gedanken Schwalle;
 Von heißem Zorn geröthet die Stirn,
 Durchmißt er ruhlos die Halle.

Und wie er ins stolze Herz zurück
 Gewalt'sam dränget die Klage,
 Da steigen empor vor seinem Blick
 Die Bilder vergang'ner Tage.

Er denkt der Zeiten in denen er
 Mit jugendlich kühnem Wagen,
 Ein Wetterstral, das Magyarenheer
 Bei Neustadt zurückgeschlagen.

Er denkt, wie am Wienerthor er dort,
 Beim Anprall der Feindesbanden,
 Nur er der Stadt und des Kaisers Hort,
 Den blutigen Strauß bestanden!
 Er sieht sich, als, im Tode noch grimm,
 Die Seinen im Staube lagen,
 Allein noch kämpfen, bis hinter ihm
 Die Brücke war abgetragen!

O wie die wechselnden Bilder ihn,
 Ein Zauberreigen, umschweben!
 Der Kaiser in seiner Burg zu Wien
 Belagert, von Feinden umgeben!
 Mit seinen Bürgern in schwerem Streit,
 Bedroht mit Speeren und Spießen,
 Gebrochnen Muthes, schon halb bereit
 Schmachvollen Frieden zu schließen.

Wer war's, der ihn da mit starker Hand
 Geschirmt vor Rebellen-schaaren?
 Wer war es, der ihn flehend vermahnt,
 Die Würde des Throns zu wahren?

Wer hielt bei ihm aus mit Rath und That,
 Ein Felsen im Braus der Wogen,
 Bis, Hilfe bringend, Herr Podiebrad
 Aus Böhmen herangezogen?

Und als, da die lange Kriegesfrohn
 Des Schazes Truhen geleeret,
 Die Söldner den rückständigen Lohn,
 Mit Abzug drohend, begehret:
 Wer hielt sie mit freud'gem Opfermuth
 Im Dienste Friedrichs zurük?
 Wer wagte sein, seines Kindes Gut
 An Habsburgs schwanke Gesichte?

Er war es! er selbst! Und jetzt! o Gott!
 Raum weiß er sein Elend zu fassen!
 Von Gläub'gern bebrängt, der Feinde Spott,
 Von seinem Kaiser verlassen!
 Die Wahrheit in schänden Trug verkehrt,
 Das Recht in Unrecht verwandelt,
 Und er, wenn er das Seine begehrt,
 Als frecher Bettler behandelt!

„Weh euch, die ihr mir mein Recht verkehrt!
 „Ich schwör's mit heiligem Eide!“
 Er zuckt mit der Rechten nach dem Schwert,
 Und reißt es halb aus der Scheide.

Des Greises Augen funkeln und glüh'n
Gleich unheil kündenden Sternen,
Und finster murmelt er vor sich hin:
„Sie sollen mich kennen lernen!“

II.

Baumkircher! welcher Verblendung Macht
 Hielt dir die Sinne umtoben,
 Als du, der Sieger in mancher Schlacht,
 Des Aufruhrs Fahne erhoben?
 Als du, für kurzer Rache Gewinn,
 Den Feind gewählt zum Genossen,
 Und mit dem Ungarkönig Corvin
 Ein frevles Bündniß geschlossen?!

Unseliger du! trotz Acht und Bann
 Des Rachewerkes beflissen! —
 Hans Stubenberg, seinen Tochtermann,
 Hat er mit sich fortgerissen,
 Die mächt'gen Herren von Liechtenstein
 Sie stehn zu Baumkirchers Fahne, —
 Zum Heer verdichten sich seine Reih'n,
 Der Sturm schwillt an zum Orkane! —

In Rom, wo er dem Papste sich neigt,
 Erreicht den Kaiser die Kunde,
 Und als er sie vernommen, besteigt
 Sein Pferd er zur selben Stunde.

Er spricht kein Wort, er hat keinen Blick
 Für Welschlands Schönheit im Lenze;
 Im Fluge geht's nach Deutschland zurück,
 Bis überschritten die Grenze.

Nicht länger soll der Empörung Graus
 Im Herzen des Reiches walten!
 Er schreibt in Eil' einen Landtag aus,
 Zu Völkermarkt abzuhalten.
 Dem Landtag halten sich klüglich fern,
 Die gegen Friedrich in Waffen,
 Doch auch die ihm treu geblieb'nen Herr'n,
 Sie können nicht Hilfe schaffen.

„Die Länder verwüftet, weit und breit,
 Die Grenzen von Feinden starrend,
 Die Söldnertruppen seit langer Zeit
 Vergeblich auf Löhnung harrend,
 Vom Brand ergriffen das eig'ne Haus, —
 Da ist kein Rath zu ersinnen,
 Als: gleicht euch mit den Rebellen aus,
 Und trachtet sie zu gewinnen.“ —

Daß nicht ohnmächtigen Zornes Dual
 Das Eis seines Stolzes schmelze,
 Verläßt der Kaiser schweigend den Saal
 Und wandelt nach dem Gehölze.

Verstohlen folgt ihm auf seinem Pfad
 Ein Männlein mit weißen Haaren,
 Herr Buchau, sein vielvertrauter Rath,
 In allen Känken erfahren.

Nings Stille, so tief, so frühlingklar!
 Im Holze pickt nur der Häher.
 Der Kaiser wird den Alten gewahr
 Und winkt ihm gebietend: Näher!
 Er spricht, — o wie vom verhaltenen Groll
 Die Lippen ihm fahl erbleichen!
 „Bernahmst du den guten Rath? Ich soll
 Mich mit Rebellen vergleichen!“

Ein schwer unterdrückter Haß erglimmt
 Im Aug' des alten Gesellen:
 „Mein gnädigster Herr! 's ist, wie man's nimmt!
 Ich weiß nur von einem Rebellen.
 Baumkircher ist's! der gefährliche Mann,
 Der all' die Andern umspinnen!
 Wär' er beseitigt, wie bald wär' dann
 Der Aufstand in Sand verronnen!“

Das Kösslein, das ihm zu Füßen sprießt,
 Stampft wild der Kaiser zu Boden:
 „Wohl redest du wahr! Baumkircher ist
 Des Aufstands Seele und Odem!“

Doch weil er es ist, und weil er allein
 Sich kühn gegen uns mag stemmen,
 Verschwindet der letzte Hoffnungsschein,
 Den Lauf des Unheils zu hemmen.“

„Ich meine, lächelt Herr Buchau kalt,
 Ein Mittel wird es doch geben!
 Weit festere Schlingen als die Gewalt
 Verstehst die Klugheit zu weben.
 Ihn trieb erlitt'ne Kränkung allein
 Die Majestät zu beleid'gen; —
 So ruft ihn an Euern Hof, um sein
 Angeblich Recht zu vertheid'gen!

„Das ist mein Rath, Herr! kurz und schlicht.
 Seht selber zu, ob er tauge.“
 Als traue er seinen Sinnen nicht,
 Hebt rasch der Kaiser das Auge.
 Er steht, von dem Gedanken erschreckt,
 Der jetzt in ihm aufgegangen,
 Und eine dunkle Röthe bedeckt
 Die erst noch so bleichen Wangen.

„Nein! murmelt er, nichts, o nichts davon!
 Willst Gift ins Herz du mir streuen?
 Baumkircher hat mir und meinem Thron
 Durch Jahre gedient in Treuen!“

„Längst hat sein Verrath das wett gemacht,
Spricht Jener, geblickt zur Erde.
Setzt, gnädigster Herr, seid nur bedacht,
Daß wirklich sein Recht ihm werde.“

Zu schlichten den arg verworr'nen Streit,
Soll selbst er zu Graz erscheinen.
Entbietet ihn! gebt ihm frei Geleit!
So geht es wohl, sollt' ich meinen.“
Scheu wendet der Kaiser das Gesicht,
Er flüstert bang und bekloffen :
„Und wenn er nicht käme?“ Buchau spricht:
„Seid ruhig, Herr! er wird kommen!“

III.

Frau Marthe, Baumkircher's einzig Kind,
 Mahnt ab, mit ahnendem Grauen:
 „Ihr wißt, wie böse sie Euch gesinnt,
 Und wollt Euch ihnen vertrauen?
 Ich sähe Euch lieber von Priesterhand
 Gesalbt schon mit heil'gen Dehle!
 Ihr waget Euch an des Abgrund's Rand,
 Ihr geht in des Drachen Höhle!“

Baumkircher blickt sie mit Strenge an:
 „Wie magst du so thöricht sprechen?
 Sein Wort hält jeder ehrliche Mann,
 Wird feines der Kaiser brechen?
 Sein Schutzbrief sichert mir frei Geleit;
 Was magst du noch mehr verlangen?
 Wenn einer, gilt eines Fürsten Eid!
 Drum laß das Zagen und Bangen.“

„Schon einmal saht Ihr mit seinem Wort.
 Nach Willkür den Kaiser schalten!
 Trotz aller Mahnung ihn fort und fort
 Das Eu're Euch vorenthalten!“
 Baumkircher fährt auf voll Ungebuld:
 „Da war er nur schlecht berathen!
 Der Schranzen war's und der Schreiber Schuld!
 Er war nicht Herr seiner Thaten!

„Jetzt endlich hat er die Schliche erkannt
 Der Lügenbrut, der gemeinen!
 Ich fasse die mir gebot'ne Hand
 Und halte sie fest in der meinen.
 O schwer und bitter hat mich's gedünkt,
 Mich gegen den Herrn zu wenden!
 Doch nun mir neu seine Gnade winkt,
 Wird all dieses Wirrwahls enden!“

Frau Martha senket das Haupt im Harn,
 Sie kann die Sorge nicht bannen.
 Beschwörend faßt sie des Vaters Arm,
 Und fleht: „O zieh nicht von dannen!
 Daß tückisch lauernnd das Unglück wacht,
 Desß ward mir sichere Kunde:
 Es schrie das Räuzlein die ganze Nacht,
 Im Hofe heulten die Hunde!

•

Der Ritter lacht. „Das arme Gethier,
Das also jämmerlich klagte!
Ein Zeichen scheint mir's, untrüglich schier,
Daß arger Hunger es plagte.
Doch nun lebe wohl! sei froh gefaszt!
Bald siehst du, von hoher Warte,
Mich wiederkehren in freud'ger Gast!
Leb wohl, meine traute Marthe!“

Er küßt sie zärtlich auf Stirn und Wang',
Er winket und grüßet munter,
Dann sprengt er vom steilen Felsenhang
Der Burg in das Thal hinunter.
Es zieht sich der Weg bergauf, bergab,
Die Sporen gibt er dem Kofse,
Und reitet im lang gestreckten Trab
Nach Graz, nach dem Kaiserschlosse.

IV.

Kaum hat der purpurne Morgenstral
 Vom Schlummer geweckt die Erde,
 Da hält er vor des Schlosses Portal
 Und schwingt sich herab vom Pferde.
 Warum er also hastet und jagt,
 Er weiß sich's selbst nicht zu deuten!
 Ist frei Geleit ihm doch zugesagt
 Vom Früh- bis zum Abendläuten!

Er pochet, lächelnd ob seiner Gast,
 Setzt an die eichene Pforte.
 Geöffnet wird sie dem frühen Gast
 Mit lässig zögerndem Worte.
 Er schreitet hin durch der Diener Reih',
 Die, halb noch im Schläfe, stammeln:
 „Wohl manche Stunde schleicht noch vorbei
 Bis sich die Herren versammeln.“

„Ich denke, daß hat es keine Noth!
 Sie werden so lang nicht bleiben.
 Des Kaisers Befehl, der mich her entbot,
 Wird sie auch zur Eile treiben.

Geht! bringet mir einen frischen Trank,
 Nach alter, gastlicher Sitte!
 Ich will indessen auf dieser Bank
 Ausruhen vom langen Ritte!"

Umsonst! zur erwünschten Ruhe läßt
 Ihn Ungebuld nicht gelangen.
 Er murmelt, die Hand zur Faust gepreßt:
 „Ist das ein Hängen und Bängen!“
 Zwei Stunden verschleichen. Die Sonne flammt
 Schon hoch am azurenen Sitze, —
 Da endlich kommen sie allesammt,
 Herr Buchau an ihrer Spitze.

„Wo ist der Kaiser? mein gnäd'ger Herr?“
 Baumkircher erhebt die Frage.
 „Ach! leider befiel ein Siechthum schwer
 Den Kaiser am gestrigen Tage.
 Von Fiebergluth das Auge getrübt,
 Muß sorgliche Ruh' er halten.
 So wollen wir nun, wenn's Euch beliebt,
 Ohn' ihn der Geschäfte walten.“

Baumkircher tritt an den Sprecher dicht,
 Es zuckt um seine Brauen.
 „So soll ich sein theu'res Angesicht,
 Das lang entbehrte, nicht schauen?“

„Ihr hört ja: ihn hält die Krankheit gebannt.
 Nothwend'gem muß man sich fügen!
 Doch hat er uns statt seiner entsandt, —
 Ich denke, das mag genügen.“

Baumkircher zögert; er prüft und sinnt,
 Ob er sich dem unterwerfe,
 Doch, rasch sich setzend, Buchau beginnt
 Mit wäselnder Stimme Schärfe:
 „„Erleuchtung wünschend bei ihrem Thun
 Den Herren all', die da kamen,
 Beginne ich die Verhandlung nun
 In Kaisers Auftrag und Namen!

„„Ihr wisset, Ritter, warum er Euch
 Vor dieses Gericht beschieden:
 Mit Aufruhr verfürtet Ihr das Reich,
 Verletztet den Landesfrieden.
 Doch will der Kaiser in seiner Huld
 Nicht hoffnungslos Euch verwehmen!
 Ein reuvoll Geständniß Eu'rer Schuld
 Kann sie vom Haupte Euch nehmen!““

Mit festem Muth Baumkircher versetzt:
 „Wohl habe ich mich vergangen!
 Doch wer ward schwerer als ich verletzt?
 In ärgern Schlingen gefangen?

Beging ich Unrecht, so wird davon
 Die Schuld nur Jener gesteigert,
 Die, jahrelang, unter Spott und Hohn,
 Mein gutes Recht mir verweigert!"

„Ihr spielt auf Eu're Forderung an?
 Nicht rühmlich ist solch' Verlangen!
 Sagt! ziemt sich's für einen Rittersmann
 So gierig am Gold zu hangen?“
 „Am Golde? ich? Nun bei Christi Blut!
 Wem da die Geduld nicht endet!
 Hab' ich denn nicht all mein Hab und Gut
 Zum Dienst des Kaisers verwendet?“

„Und hätte der Feind das Purpurkleid
 Von seinen Schultern gerissen,
 Mir wär' um meinen Verlust nicht leid!
 Gern wollt' ich den Bettel missen.
 Die nicht von ihm verschuldete Noth
 Ertrüge ich fest und heiter,
 Und willig suchte ich mir mein Brod
 Als Landsknecht oder als Reiter.“

„Nur daß er, nachdem der Sieg ihm ward,
 Mich kalt von sich abgeschüttelt,
 Die schlimme Kränkung hat allzu hart
 An meiner Treue gerüttelt.“

Ein Wort aus des Kaisers Munde bricht
 Mein Bündniß mit Ungarns Horden!
 Doch wisset: eher ruhe ich nicht
 Bis volles Recht mir geworden."

"„Wohlan! so thut uns vor Allem kund,
 Wohin jene Summen geflossen,
 Die Ihr, hat Eure Behauptung Grund,
 Dem Kaiser einst vorgeschossen?““
 „Das fragt Ihr mich noch? Bei meinem Schwert!
 Die Antwort liegt nah' zu Handen:
 Die Söldner hab' ich damit ernährt,
 Die für ihn im Felde standen!“

"„Gemach! zum Worte, das Einer spricht,
 Muß sich der Beweis gefallen,
 Drum frag' ich Euch: könnt Ihr dem Gericht
 Glaubwürdige Zeugen stellen?““
 „Zwar bin ich gewohnt, daß männiglich
 Sich meinem Ritterwort beuge,
 Doch, muß es sein, so füge ich mich:
 Der Eggenberg ist mein Zeuge.“

"„Wen, Ritter, habt Ihr uns da genannt?
 Fragt Buchau mit Truggeberden.
 Herr Eggenberg weilt in fernem Land,
 Kann hier nicht vernommen werden.

Verzichtet auf seine Zeugenschaft,
 Wie gerne er sie Euch gönnte,
 Und sucht nach andrer Beweisskraft,
 Bringt Schriften und Documente!““

Baumkircher zieht aus des Gurtes Huth
 Ein Täschlein mit Goldgespänge.
 „Sind Documente zu Etwas gut,
 Da habt Ihr deren die Menge!
 Genügt der Beweis Euch, wirr und kraus,
 Dem Tintenfaße entquollen?“
 Und auf den Rathstisch streut er aus
 Die pergamentenen Rollen. —

Die Stunden enteilen wie im Flug
 Beim Forschen und beim Vergleichen;
 Geprüft wird jeglicher Strich und Zug,
 Geprüft jedes Siegel und Zeichen.
 Die Rätthe schauen sich müd' und matt,
 Daß ihnen die Augen schwimmen!
 Hier fehlt das Datum auf einem Blatt,
 Dort will die Rechnung nicht stimmen!

Wann sah man wohl jemals ein Gericht
 So eifrig wie dieses tagen?
 Die wackern Herr'n beachten es nicht,
 Daß längst es zwölf Uhr geschlagen.

Gewissenhaft ist Jeder bestrebt,
Den Werth der Ford'ring zu schätzen,
Bis endlich sich Herr Buchau erhebt,
Dem Fleiße ein Ziel zu setzen.

„„Bleibt uns auch Manches und Vieles noch
Zu sichten, zurecht zu legen,
So mein' ich, wir sollten vorher doch
Ein Bißchen des Leibes pflegen.
Ein Stündlein sei der Geschäfte Last
Von unsern Schultern genommen! •
Ihr, Ritter Baumkircher, seid als Gast
Des Kaisers uns hochwillkommen!““

„Herr Buchau! laßt uns die werthe Zeit
Vergenden nicht beim Bankette!
Ihr wißt es ja selbst: mein frei Geleit
Gilt nur bis zur Abendmette.“

„„Wir halten dran nicht so peinlich fest.
Seid deßhalb ganz außer Sorgen!
Mit wenigen Federstrichen läßt
Es sich verlängern bis morgen.““

„Das wolltet Ihr thun?“ „„Gewiß! gewiß!
Zum beiderseitigen Frommen!
Unmöglich dünkt es mich ohnedieß
Noch heut' zu Ende zu kommen.““

Doch morgen fällen wir, Euch zu Dank,
Den Spruch nach bestem Ermessen.
Nun aber folgt mir, bei Speis' und Trant
Der Sorgenlast zu vergessen!““

Wie duften die Speisen würzig fein
In silbergetrieb'nen Schalen!
Wie schäumt und perlet der edle Wein
In dunkelgrünen Pokalen!
Als sorglicher Wirth hat Buchau baß
Beim Gast seinen Platz genommen
Er legt' ihm vor, er füllt ihm das Glas, —
Wohl mög' es dem Ritter bekommen!

Vertraulich rückt er ihm näher und schwört,
Wie sehr ihm's am Herzen nagte,
Daß man so lange, vom Scheine bethört,
Dem Treuen sein Recht versagte.
Und leiser flüstert er ihm ins Ohr:
„So sind die Fürsten, die besten!“
Baumkircher! Baumkircher! sieh dich vor!
Schon neigt die Sonne nach Westen!

Da, endlich auf Sicherheit bedacht,
Zieht er Herr Buchau bei Seite:
„Verlängert, wie Ihr's vorhin verspracht,
Mir schriftlich mein frei Geleite!“

„Auf meine Gefahr? das geht nicht an!
 Zwar diene ich Euch mit Freuden,
 Doch über den geächteten Mann
 Darf nur der Kaiser entscheiden.““

„Der Kaiser? Sagtet ihr nicht er sei
 Für Niemand zu sehen, zu sprechen?“
 „Für mich ist er's wohl! Mir steht es frei
 Die strenge Klausur zu brechen.
 Ich eile zu ihm, ihm nach Gebühr
 Der Dinge Stand zu erklären.
 Harret meiner indeß im Saale hier,
 Bald seht ihr mich wiederkehren!““

Fort eilt er. — Baumkircher blickt ihm nach,
 Verwirrt, mit sich selbst im Streite.
 Den Blick gesenkt, durchmisst das Gemach
 Er sinnend die Läng' und Breite.
 Der Argwohn faßt ihn, mit gift'gem Blick
 Das fromme Vertrauen lähmend,
 Allein der Ritter weist ihn zurück,
 Im Herzen sich seiner schämend.

„Nein! denkt er, noch gilt des Eides Band,
 Und dieses hält sie gebunden!
 Ich bin in einem christlichen Land,
 Bin nicht unter Türkenhunden!“

Ein Wortbruch? O rettungslose Schmach,
 Vor der selbst der Räuber schaudert!"
 Und, wieder durchschreitend das Gemach:
 „Wie lang doch der Buchau zaubert!"

Baumkircher! siehst du die Berge nicht,
 Die schirmend die Stadt umkränzen,
 Im weithin stralenden Purpurlicht
 Des scheidenden Tages glänzen?
 Blick auf, und sieh die Wellen im Strom
 Wie flüssiges Gold erglänzen,
 Die steinernen Blumen dort am Dom
 Im Abendschein farbig blühen!

Jetzt fährt er empor! Ein wilder Schrei,
 Ein Fluch, — und fort aus dem Saale,
 An Marschall und Trabanten vorbei,
 Stürmt er hinab zum Portale.
 Er schwingt sich mit einem Sprung aufs Pferd,
 Er drückt ihm den Sporn in die Weichen,
 Er rast dahin wie der Sturmwind fährt,
 Wie eilende Wolken streichen!

Schon ist der äuß're Zwinger erreicht!
 Gottlob! das Pförtlein noch offen!
 Sein stürmisch fliegendes Herz beschleicht
 Aufs neue ein frohes Hoffen.

Wie jagt er! wie flattern silberweiß
 Im Winde des Greises Locken!
 Da, horch! ertönt in den Lüften leif'
 Das Läuten der Abendglocken

Und eh' noch des Wächters Hornruf gelst
 Ist an dem Pförtlein der Ritter!
 Weh! vor den Klütern des Rosses fällt
 Herunter das Eisengitter.
 Jetzt schmettert auch des Hornes Signal, —
 Es singet ihm Sterbelieder!
 Doch nein! noch dämmert ein Hoffnungsstral!
 Den Rappen wendet er wieder.

Greif aus! greif aus! — Auf felsiger Bahn,
 Von Abendnebeln umflossen,
 Sprengt er zum obern Thore hinan, —
 Auch dieß, auch dieses verschlossen!
 Es zuckt noch über sein Angesicht
 Ein tiefstes, ein letztes Wehe,
 Dann faltet er die Hände und spricht;
 „Mein Gott! dein Wille geschehe!“

Die Schlüssel kreischen, der Kiegel knarrt,
 Aufstht sich des Thores Weite,
 Die Schergen, die schon des Fangs geharrt,
 Umstellen die edle Beute.

Voran ein Priester, des Heiles Pfand,
Das Crucifix in der Rechten,
Und hinter ihm, im rothen Gewand,
Der Henker mit seinen Knechten. —

Baumkircher! du Held, vom Ruhm erkies't
Auf seinen Bahnen zu wallen!
Trotz Schuld und blutiger Sühnung ist
Das bess're Theil dir gefallen!
So grimm kann die Art des Henkers nicht
Des Lebens Mark unterwählen,
Wie ihres eig'nen Gewissens Gericht
Die Meuchler auf seid'nen Pfählen!

Nadara.

Indische Legende.

I.

Das ist ein Treiben und ein Schaffen
 Im Königschloß zu Madrapur!
 Die Krieger steh'n im Schmuck der Waffen,
 Von Hoßgestampf erdröhnt die Flur.
 Doch gilt es heut kein feindlich Streiten,
 Es ist ihr Auftrag and'rer Art:
 Nadara sollen sie begleiten,
 Des Königs Sohn, auf seiner Fahrt,
 Daß ein Gefolg, wie seines Ranges Höhe
 Es heißet und fordert, ihm zur Seite stehe.

Denn seiner Heimat stillen Frieden,
 Das engumgrenzte Blüthenthal,
 Dem wandellofen Lenz beschieden,
 Verläßt er heut zum erstenmal!
 Nadara! o in dieser Stunde

Zerfließt für dich des Traumes Welt!
 Den Becher führst du froh zum Munde,
 Und ahnest nicht, was er enthält!
 Wenn bald nun feines Schaumes Perlen schwinden,
 O mögest du den Trank zu herb nicht finden! —

Sie haben liebvoll ihn betrogen
 Um der Erkenntniß Theil; ihm ward
 Der Anblick jeden Weh's entzogen,
 Die Ahnung selbst der Qual erspart.
 Vom Himmel bis zur Erde nieder,
 Sieht er nur Lust an Lust gereiht,
 Nie hallte ihm im Herzen wieder
 Das Donnerwort: Vergänglichkeit!
 Kein Schatten trübt das Licht, das ihm entglommen:
 Von Tod und Sünde hat er nie vernommen!

Und jetzt tritt er aus seinem Eden
 In diese Welt voll Kampf und Fluch!
 Jetzt soll, statt in den heil'gen Beden,
 Er lesen in des Lebens Buch!
 Des greisen Vaters Wunsch und Wille
 Hat diese Lehrzeit ihm bestimmt;
 Er segnet aus des Herzens Fülle
 Den Sohn, der von ihm Abschied nimmt.
 „Dem Kind durft ich die Wahrheit mild verhüllen, —
 „Der Jüngling muß sein Menschenloos erfüllen!“

Vom Geist Nadara's unbegriffen,
 Verhält die Warnung ohne Spur.
 Was weiß von Stürmen und von Rissen,
 Wer nie das dunkle Meer besuhr? —
 Erfüllt von seligem Vertrauen
 Schwingt er sich auf des Rosses Bug,
 Und durch die morgenhellen Auen
 Trabt stattlich hin der Reiterzug.
 Lang ehe im Zenith die Sonne glänzet,
 Steh'n sie am Flusse, der das Thal begrenzet.

Auf leichten Flößen hingetragen
 Erreichen sie den andern Bord;
 Dort landen sie, und flüchtig jagen
 Sie auf der weiten Eb'ne fort,
 Bis sengend heiß des Mittags Schwüle,
 Von Flammenschwingen angefacht,
 Nach eines Obdachs frischer Kühle
 Die Lechzenden verlangen macht.
 Dem Palmenhain, nicht fern vom Weg gelegen,
 Sie sprengen ihm mit froher Hast entgegen.

Schon wölbt sich, wie ein grünes Hoffen,
 Ob ihrem Haupt der schatt'ge Tann,
 Da, plötzlich, wie vom Blitz getroffen,
 Hält seinen Hengst Nadara an.
 Welch' dunkles räthselhaftes Bangen

Hat ihn so jählings übermannt?
 Das Blut geschweicht aus feinen Wangen,
 Gelähmt die jugendkräft'ge Hand?
 Er, dessen Herz stets nur vor Lust erzittert,
 Was sah er, das ihn also tief erschütteret?

Im Wald, wo traulich und verschwiegen
 Der Sonnenstral mit Blüthen kost,
 Sah er den kranken Bettler liegen,
 Geschüttelt hart vom Fieberfrost!
 Matt senkt sein Haupt zur Brust sich nieder,
 Sein Arm ist flehend ausgestreckt,
 Es sind die abgekehrten Glieder
 Mit Lumpen kümmerlich bedeckt.
 Mit Armuth und mit Siechthum schwer geschlagen,
 Zählt seine Stunden er nach seinen Plagen. —

Als Rath Nadara beigegeben
 Folgt ihm ein heiliger Braman,
 Rein so im Denken wie in Leben, —
 Den winkt er jetzt zu sich heran.
 „Was, ob es meine Augen sehen,
 Mein Geist doch nicht zu fassen weiß,¹
 O lehre du mich es verstehen!
 Sag' mir, was ist's mit diesem Greis?“
 „„Es spricht zu dir aus seinen Gramgeberden
 Das Elend, wie es wandelnd geht auf Erden!““

Tief in Nabara's Seele nieder
Sinkt dieses Wort und scheucht den Wahn.
Nach langem Schweigen fragt er wieder:
„Und kann auch mir das Elend nah'n?“
„„ Es kann! — Ob selten es geschehe,
Schon mehr als einmal sah die Welt,
Gestürzt von gold'nen Thrones Höhe,
Die Kön'ge Bettlern beigefellt!““
Nabara spornt sein Roß. Will er dem Sinnen,
Das ihn bedrängt, durch rasche Flucht entrinnen?

II.

Im Purpurschein erglöh't der Himmel,
 Melodisch rauscht der Kofnabad,
 Ein glanzvoll heiteres Gewimmel
 Durchwogt die alte Königsstadt.
 Wohin der Blick erstaunt sich wendet,
 Trifft er auf Pracht und Ueberfluß,
 Das ganze Sein scheint hier verpfändet
 Dem sorglos schwelgenden Genuß.
 Befremdet sieht Nadara sich inmitten
 Des tollen Treibens und der üpp'gen Sitten.

Er folgt der dichten Menschenmenge
 Nach einem blüh'nden Gartenhain;
 Sein Ohr umschmeicheln süße Klänge,
 Wie Zauber dringt es auf ihn ein!
 Und, daß sein Taumel sich noch mehre,

Entfaltet in der lauen Nacht
 Des Landes schönste Bayadere
 Im Tanze ihrer Reize Macht.
 Sie zwingt des Jünglings Aug' an ihr zu hangen,
 Mit dunklem Grauen halb, halb mit Verlangen.

Sie neigt und blüht und hebt sich wieder,
 Hingaukelnd auf dem blum'gen Grund,
 Sichtbarer Wohlklang ihre Glieder,
 Wollüst'ger Sehnsucht Thron ihr Mund!
 Die rabenschwarzen Locken wehen,
 Im Nachtwind flattert ihr Gewand,
 Ein Hauch scheint von ihr auszugehen,
 Der glüh die Sinne übermannt!
 Jetzt trifft der Königssohn ihr dunkles Auge, —
 Ihm ist, als ob es in sein Herz sich sauge!

Er ahnt in dieses Weibes Nähe
 Ein überschwänglich reiches Glück,
 Und dennoch, wie vor einem Wehe,
 Bebt schauernd er davor zurück!
 Verstört in seinem tiefsten Leben,
 Ergreift er des Bramanen Hand:
 „Du sollst, du mußt mir Aufschluß geben,
 Mich lösen aus des Zweifels Band.
 Wer ist sie, die, will ich ihr scheu entfliehen,
 Mich übermächtig weiß an sich zu ziehen?“

„„Die Sünde ist es! Graus von innen,
Und außen lockende Gestalt.““

Nabara fragt in tiefem Sinnen:

„Hat sie auch über mich Gewalt?“

„„Die hat sie! denn in trüber Zweifelheit
Befehden Körper sich und Geist,
Und früher nicht stralt uns die Freiheit,
Als bis der Maya Schleier reißt!““

Der Jüngling hat zum Gehen sich gewendet, —
Fahl scheint ihm jetzt, was erst sein Aug' geblendet!

III.

Die gluthversengten Halme trinken
 Sich an dem Thau des Himmels feucht;
 Venares' Tempelzinnen blinken,
 Schon ist die heil'ge Stadt erreicht.
 Doch wie Nabara mit den Seinen
 Sich naht dem erzgetrieb'nen Thor,
 Wallt unter lauten Klagen, Weinen
 Ein Menschenzug daräus hervor,
 Gesenkten Haupt's, mit kammerschwerem Schritte,
 Und eine Bahre in des Zuges Mitte.

Nabara will den Müden schauen,
 Der auf der dunkeln Bahre ruht.
 Jetzt sieht er ihn, — — o Schreck! o Grauen!
 In diesen Wangen wohnt kein Blut!
 Von strenger Starrheit übergossen
 Die unbewegliche Gestalt,
 Die Lippe stumm, das Aug' geschlossen,
 Die bleiche Hand so schaurig kalt!
 „Was ist's mit Diesem? fragt Nabara leise.
 „Das ist der Tod!““ entgegnet ihm der Weise.

Dieß Wort, von Schrecken überschäumend,
 Bis an sein Herz dringt es hinan.
 „Der Tod?“ — so wiederholt er träumend,
 Und trifft auch mich des Todes Bann?“
 „„Gewiß! die da auf Erden leben,
 Sind unterworfen seiner Macht,
 Er reißt sie, wie sie widerstreben,
 Hinunter ehe sie's gedacht.
 Du magst die Spanne Zeit mit Glanz dir färben
 Doch Eines nur ist sicher: Du mußt sterben!““

Da schwingt Nadara sich vom Pferde,
 Er wirft von sich sein Goldgewand,
 Und mit verachtender Geberde
 Löst er der Stirne Kronenband
 „Nicht länger täuscht mich euer Gleißel,
 Erlogner Herrschaft Zeichen ihr!
 Zum Spotte nicht will Fürst ich heißen
 Will prunken nicht mit eitler Zier,
 Indessen grimme auf allen meinen Wegen,
 Mir Elend, Tod und Sünde tritt entgegen!“

„Sie sind der Erde wahre Fürsten,
 Zum Herrschen über sie bestellt!
 Und ich, ich sollte thöricht dürsten
 Nach einem Thron in ihrer Welt?
 Ein Glied der menschlichen Gemeine,

In der das Weh sich fortvererbt,
 Sollt' ich erfreuen mich am Scheine,
 Der meine Ketten goldig färbt?
 Demselben Joch wie meine Brüder fröhlig,
 Sollt' ich mich fühlen als ihr Herr und König?" —

„Der Kreatur sündhafte Schwächen,
 Ihr Leid, ihr schnell verbrauchtes Sein
 Sie mahnten, wie an ein Verbrechen,
 Mich stets an meiner Ohnmacht Pein!
 Drum laß mich, Welt, auf dich verzichten!
 Entfagung, mache du mich frei!
 Zum Himalaya will ich flüchten,
 Und dort in einer Siedelei,
 Niemals von eines Menschen Fuß betreten,
 Für's Heil der Welt und für das meine beten!“

Selbsterlebtes.

Ein grimmer Jammer nagte mir am Herzen,
 Ein Leiden tiefer-als es Worte künden,
 Warf seinen dunkeln Schatten auf mein Leben.
 Das ist nun lang vorüber. Frei erhebt
 Mein Blick sich wieder zu dem gold'nen Aether,
 Die Seele athmet wieder Morgenluft.
 Und doch! gedenk' ich jener fernen Zeit,
 Fühl' ich noch jetzt ein räthselhaftes Grauen.
 Das Weh, deß letzte Spur schon längst entschwand,
 In der Erinnerung macht es mich erbeben!
 Mir geht's damit, wie's jenem Mann erging,
 Der einst zur Winterszeit, auf seinem Rosse,
 Durch Nacht und Schneesturm seinen Weg gesucht.
 Gefahren drohten ihm bei jedem Schritt,
 Und jeder Schritt erheischte neuen Kampf
 Mit den erbarmungslosen Elementen.
 Eisnadeln ritzten blutig sein Gesicht,
 Des Sturmes Wuth entzog ihm schier den Odem,
 Die weißen Wirbel blendeten sein Auge,
 Und ballten dicht und dichter sich um ihn,
 Als wollten sie zu seinem Bahrtuch werden.
 Und, mit den Todesmächten rings im Bund,

Beschlich den Abgemüdeten die Sehnsucht
 Nach Ruh und Schlaf, nach tiefem, stillen Schlaf,
 Sollt' ihm auch nimmer ein Erwachen folgen.
 Er aber raffte muthig sich empor,
 Statt dem Sphrenenrufe zu gehorchen,
 Fast' er was ihm an Kraft noch blieb zusammen,
 Und nahm den Kampf aufs neue wieder auf.
 Als Sieger ging er glücklich draus hervor. —
 Es dämmerte. Aufathmend sah der Reiter
 Sich in der Nähe eines schmucken Dorfes.
 Ein Lächeln übersflog sein Angesicht!
 Sich aus dem Sattel schwingend, führte er
 Das milde Thier am Zügel nach den Häusern,
 Die blank im Morgenschimmer vor ihm lagen.
 Geschäft'ge Menschen kamen ihm entgegen,
 Und blickten ihn, ihm schien's verwundert, an.
 „Woher des Weges?“ fragte, näher tretend
 Ihn Einer nun. „„Von Korschach,““ war die Antwort,
 Und mit der Hand bezeichnete der Reiter
 Die Richtung ihm, aus welcher er gekommen.
 „Um Gott! rief Jener, welch ein tolles Wagniß,
 „Bei Nacht und Nebel über'n See zu reiten,
 „Deß Eis an hundert Stellen kracht und birst!“
 „„Den See?““ erbleichend stammelt es der Wand'rer.
 „„Ich wäre auf dem See?““ — „Wie anders denn?
 „Von Korschach führt kein andrer Weg hieher.
 „Ihr wußtet's nicht? Traun! Euch hat Gott beschützt,
 „Und durch ein halbes Wunder Euch gerettet!
 „Auf beiden Knien mögt Ihr ihm dafür danken!

„Wie starr Ihr seid! Kommt Euch am Herd zu wärmen!“
 Der Reiter aber stand vor Schreck gelähmt,
 Die Größe der Gefahr, der er entronnen,
 Durchzuckte wie ein Blitzstrahl sein Gehirn.
 Ihm war, als fühl' er unter seinen Füßen
 Den festen Boden plötzlich wanken, weichen,
 Als griff' der Tod mit kaltem Arm nach ihm,
 Hinunter ihn ins Wellengrab zu ziehen,
 Und schauernd brach der starke Mann zusammen. —

So zucket auch durch mein beschwichtigt Herz,
 Das sich durch Kampf des Friedens Gut errungen,
 Noch jetzt ein dunkler Schreck, wenn ich bedenke,
 Wie nah ich in der finstern Nacht des Jammers
 Dem Tod, wie nahe dem Verderben war!

Genug davon! nicht darum handelt sich's.
 Erwähnt' ich dessen, so geschah es nur,
 Damit ihr an dem Grau'n, das noch der Rückblick
 Auf jene Zeit in meiner Brust erweckt,
 Nach seinem vollen Maße messen lernet,
 Was ich in ihr gelitten haben muß.
 Wer nicht die Wunde sah, der weiß auch nicht
 Den linden Balsam, der sie kühlt, zu würd'gen. — —

Den langen, endlos langen Sommertag
 War ich in meinem Haus allein geblieben,
 Im liebeleeren, glückverwais'ten Haus.
 Versucht, begonnen hatt' ich Mancherlei

Den trägen Gang der Stunden zu beflügeln, —
 Es war umsonst! Wie der Magnet zum Pol,
 So strebte all mein Denken und Empfinden
 Nur immer einem, einem Ziele zu,
 Und wollte nicht mit Andern sich befassen.
 Ein Grau'n befiel mich in der Einsamkeit,
 Mir bangte vor mir selbst, es zog mich fort, —
 Ins Freie eilte ich, mir zu entfliehen.
 Dem Westen neigte sich die Sonne zu,
 Von seitwärts nur noch in die Straßen lugend,
 Durch die ein bunter Schwarm von Menschen wogte.
 Die Einen hastig, mit beeiltem Schritt,
 Noch bis zum Abend des Geschäfts beflissen;
 Die Andern schlenderten gemächlich hin,
 Die Abendkühle suchend, und in ihr
 Ausruhend von des Tages Müßiggang,
 Indes, erschöpft und müd' von schwerer Arbeit,
 Die Hörigen der Armath heimwärts schlichen,
 Der Ruhe süßes Labfal zu genießen,
 Das ihnen nur die Nacht allein gewährt.
 Sie alle zogen ihres Weg's, mit sich
 Allein, dem eig'nen Vortheil und Behagen,
 Dem eig'nen Wunsch und Drangsal nur beschäftigt.
 Wie einsam fühlte ich mich unter ihnen!
 Als wären sie Geschöpfe and'rer Art,
 Bewohner eines anderen Planeten,
 So fremd schien mir ihr Thun und ihr Gebahren,
 So losgetrennt mein Wesen von dem ihren.
 Es war der Hochmuth eines großen Schmerzes,

Der trotzig fordert, daß ein jedes Haupt
 Vor seiner düstern Majestät sich beuge,
 Und alle Welt sein Herrscherrecht erkenne.
 Wie thöricht, wie verkehrt ein solch Verlangen,
 Jetzt weiß ich's wohl, doch damals ahnt' ich's nicht,
 Und dünkte mich ein Blatt, vom Sturmeswehen
 Getrieben durch das schaurig öde All!

Gesenkten Aug's schlug ich den Blickweg ein,
 Die Menschen ringsum länger nicht beachtend,
 In dumpfes Brüten tiefer stets versinkend.
 Da, plötzlich, fand ich mich im Geh'n gehemmt
 Ich blickte auf, und vor mir stand ein Knabe, —
 Zwölf Jahre mocht er zählen, — schlicht, fast ärmlich
 Bekleidet, schien er kleiner Leute Kind,
 Doch solcher, die die Armuth nicht erniedrigt
 Und in den Pfuhl nicht der Gemeinheit stößt,
 Denn in des Knaben weichen Zügen lag
 Der holde Ausdruck inn'rer Sittigung.
 Er stand vor mir, die klaren, braunen Augen
 Mit einem Frageblick auf mich geheftet
 Als sollten sie ins Innerste mir schau'n.
 Befremdet blieb ich steh'n und sann vergeblich,
 Ob ich dem Kleinen früher je begegnet,
 Doch keine Spur wies mein Erinnern auf.
 So fragt ich ihn nun, was er von mir wolle,
 Und ob er mich denn kenne. „Nein, das nicht!“
 Erwiederte er schüchtern, „doch Sie sehen
 So traurig aus, daß mir's zu Herzen ging.“

Ich möchte Ihnen gar so gerne helfen,
 Wenn ich's nur könnte!" Nührung faßte mich,
 Und Wehmuththränen traten mir ins Auge,
 Nach langer Dürre milder Himmelstau!
 „„Du kannst es nicht, mein Kind! kein Mensch vermag's.““
 „Gewiß nicht?“ „„Nein.““ Ein Schatten überflog
 Des Knaben Antlitz und er sagte leise:
 „Vielleicht hilft Gott! Ich will ihn darum bitten.
 Nur länger nicht so traurig, arme Frau!“

Noch einen Blick voll Mitleid auf mich werfend,
 Wink' er mir freundlich, küftete das Mützchen
 Und ging. Nicht wieder hab' ich ihn geseh'n

Nicht wieder hab' ich ihn geseh'n, allein der Hauch,
 Der Liebeshauch, der dieser jungen Seele
 So warm entströmte, duftet durch mein Leben,
 Und Rettung bracht' er mir in jener Zeit!
 Er löste meines Innern starren Krampf,
 Die Eiserinde schmolz, mit der die Selbstsucht
 Des Schmerzes mein Gemüth umgeben hatte,
 Und nicht mehr einsam dünk' ich mich im All!
 Den Herzschlag fühlt' ich wieder, der elektrisch
 Hinfliegend durch der Wesen ganze Kette,
 Zu einem Leben Aller Leben macht!
 Nicht mehr vom Sturm fühlt' ich mich fortgetrieben,
 Nein! unzertrennlich mit dem Baum verwachsen,
 Deß Lebensmark, aus tiefen Wurzeln quellend,
 Geheimnißvoll durch Stamm und Zweige fließt,

Um jede Blüthe, jedes Blatt zu nähren.
 Die Menschheit ist der Baum; die Wunderkraft,
 Die unverwüßlich sich durch ihn ergießt,
 Die heil'ge Kraft der Kräfte, ist die Liebe!

Du aber, Kind! das, ohne es zu ahnen,
 Sie mir gezeigt in ihrer ganzen Fülle,
 Sei mir gesegnet, jetzt und immerdar!
 Vergessen hast du mich, nach Kindesart,
 Ich aber denke dein mit stiller Nahrung,
 Und rufe mir dein liebes Bild zurück.
 Oft sinne ich: wie wird in künst'gen Tagen
 Das Schicksal dieses Knaben sich gestalten?
 Doch müßig ist und eitel diese Frage.
 Wem die Natur ein Herz wie dein's verlieh,
 Wer so wie du den innigen Verband
 Von Allem was auf Erden lebt, empfindet,
 Dem werden seine eig'nen Bürden leicht!
 An jedem fremden Glück sich still erfreuend,
 Erbarmen lächelnd jedem fremden Schmerz,
 Entringt er siegreich sich der dumpfen Enge
 Des Einzelthums, aufgehend in der Menschheit,
 Ein Stral, der heim zu seiner Sonne kehrt!



۲

